
Neue Märchen
von
Lucie Ideler.
Fritz Bergen
95.
Schwabacher'sche Verlags-
Buchhandlung in Stuttgart.

UNIVERSITY OF NORTH CAROLINA
School of Library Science



Goldene Aepfel

in silberner Schale sind gute Lehren in anmutiger Form. Dieser Sinnspruch eines alten Weisen dürfte auf wenige Bücher mit gleichem Rechte anwendbar erscheinen wie auf:

Des Kindes Anstandsbuch

von **Marie v. Adelfels** (fein gebunden Preis M. 2.—). Dieses entzückend ausgestattete, von Peter Schnorr reich illustrierte Werkchen enthält in graziös tändelnden, von kindlichem Humor sprühenden, den Kindesgeist fesselnden und anmutenden Versen, die sich dem Gedächtnis leicht einprägen, die mannigfaltigsten Regeln des Anstandes und der guten Sitte, die wir unsern Kleinen mit so vieler Mühe beizubringen bestrebt sind. Im Anhang stehen hübsche und lehrreiche Märchen, Fabeln und Parabeln, den lieben Kleinen zur Kurzweil, zum Nachdenken und zur Beherzigung.



Parlez-vous français?

oder „Die kleinen Franzosen" — so könnte füglich auch das reizende Werkchen heißen, das die für ihre Lustspiele mehrfach preisgekrönte **Elise Henle** unter dem Titel:

Wer will französisch lernen?

Eine Gabe für unsere Kleinen

verfaßt und bei Schwabacher in Stuttgart herausgegeben hat. Dem von Peter Schnorr reich illustrierten Buche (fein gebunden Preis M. 1.80) liegt eine allerliebste Idee zu Grunde. Etwa nach Art der Fibeln, womit kleine Kinder lesen lernen, will die Verfasserin dieselben französisch lehren. Zu diesem Zweck hat sie eine große Zahl einfacher, leicht faßbarer Verschen zusammengestellt, worin das Haupt- und Stichwort französisch ist. „Möglich," schreibt die Danziger Zeitung, „daß diesen kleinen Reimen eine Verbreitung bevorsteht, wie seiner Zeit den allbekannten Zumptschen Genusregeln. Die Mühe der Verfasserin wäre jedenfalls des Lohnes wert."



Die hier angezeigten Bücher sind durch jede Buchhandlung, sowie direkt von der Schwabacher'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart zu beziehen. — Bei Bestellungen gebe man gefälligst stets den Titel und besonders auch den Verlag: Schwabacher in Stuttgart ganz genau an!



Viel Kopfschmerz

pflegt erfahrungsgemäß die Frage: „Was soll ich meiner Freundin ins Album schreiben?" der weiblichen Jugend zu bereiten. Da sitzen sie, die lieben kleinen und größeren Mädchen — natürlich erst wenn die Schulaufgaben gemacht sind — an ihrem Schreibtische, und nichts von allem dem, was ihnen zu Gebot steht, will recht passen. In solchen Nöten giebt befriedigende Antwort das wunderhübsch zu Geschenken ausgestattete Buch:

Was soll ich meiner Freundin ins Album schreiben?

von **Elise Roth**, vorm. Instituts-Vorsteherin (in eleg. Original-Einband mit reicher Gold- und Farbenpressung gebunden Preis M. 1.80), dessen Widmung J. K. H. die Großherzogin von Baden auf Grund der fertig gedruckt überreichten Bogen angenommen hat. Die Verfasserin bietet darin eine in langjähriger Praxis mit feinem Geschmack und echt weiblichem Empfinden gesammelte, ungemein reichhaltige und systematisch geordnete Auswahl der schönsten Album-Inschriften. Inhalts-Uebersicht: I. Die kleine der kleinen Freundin. — II. Die größere der kleineren Freundin. — III. Die größere der größeren Freundin. — IV. Die Erwachsene der jüngeren Freundin und dem kleinen Mädchen.

Freude am Hauswesen

wecken und auf angenehme Art Haushaltungskenntnisse anknüpfen helfen an das allgemeinere Wissen, das die Mädchenschule der Gegenwart deutschen Frauen zu gewinnen erlaubt, will das soeben erschienene, zu Geschenken reizend ausgestattete Buch:

Backfischchens erste Küchenkünste

oder **Die kleine Gelegenheitsköchin.** Eine Auswahl von Festtags- und Gesellschaftsspeisen samt Anleitung zur Verwertung des Obstes mit sprachlichen, natur- und kulturgeschichtlichen Anmerkungen von **Elise Roth**, Verfasserin von „Was soll ich meiner Freundin ins Album schreiben?" Fein gebunden (eleg. Orig.-Leinenband mit reicher Farbenpressung). Preis M. 1.80.

Allgemeine Inhalts-Uebersicht: I. Für den Neujahrsabend. — II. Für den Theetisch. — III. Für den Kaffeetisch. — IV. Für den Osterhasen. — V. Das Einkochen des Obstes. — VI. Fruchtsäfte, aus Fruchtsäften bereitete Getränke und Gefrorenes. — VII. Kleinigkeiten für Geschenke, in Körbchen oder Schächtelchen zu legen. — VIII. Für den Weihnachtstisch. Das Gutselbacken. Bedeutung der deutschen Weihnachtsfeier und der Weihnachtsgebräuche.



Die hier angezeigten Bücher sind durch **jede** Buchhandlung, sowie **direkt** von der **Schwabacher'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart** zu beziehen. — Bei Bestellungen gebe man gefälligst stets den Titel und besonders auch den Verlag: **Schwabacher** in Stuttgart **ganz genau** an!

Digitized by the Internet Archive
in 2012 with funding from
University of North Carolina at Chapel Hill

http://archive.org/details/neuemrchen00idel


Fritz Bergen
95

Neue Märchen

von

Lucie Ideler

(U. Derelli).

Mit sieben Farbdruckbildern

von

Fritz Bergen.

Inhalt:



Stuttgart.
Schwabacher'sche Verlags-Buchhandlung.



Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck im einzelnen wie im ganzen wird strafrechtlich verfolgt.

Druck von Carl Rembold, Heilbronn.



Weihnachtsmärchen.

Im Himmel bei dem lieben Gott sitzen die Jahreszeiten, Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Und nacheinander müssen sie zur Erde hinabsteigen und den Menschen das bringen, was der liebe Gott ihnen für die Erde mitgegeben hat. Soeben war der Sommer in den Himmel zurückgekommen, er sah staubig und müde aus, und seinen leichten Strohhut trug er in der Hand, so heiß war ihm. Das Bouquet Feldblumen, das er vorn im Knopfloch trug, war verblüht und welk, und die Rosen, mit denen er seinen Wanderstab umwickelt hatte, hatten schon alle Blätter verloren. „Guten Tag! Da bin ich!" sagte der Sommer und wischte seine staubigen Schuhe ab. „Wie war's denn auf der Erde?" fragte der Frühling, der einen Veilchenkranz in den langen, blonden Locken trug und viel zarter aussah, als der braungebrannte Sommer. „Hübsch war es!" sagte der Sommer, „sehr hübsch, und ich bin sehr fleißig gewesen. Ich habe die Kirschen reif gemacht und das Korn, die Kinder jubelten über die Rosen, die ich ihnen brachte, und liefen barfuß über das warme Land. Aber zuletzt wurde ich ihnen doch zu heiß, sie waren schon müde und nun freuen sie sich sehr auf den Herbst, der milder ist, als ich, und der ihnen viel Schönes mitbringen soll." „Ich packe schon!" sagte der Herbst lächelnd, „was meint ihr zu diesem Willkommensgeschenk?" Er zeigte den andern einen wunderschönen rotbackigen Apfel. „Nicht wahr, der hat doch ebenso rote Backen, wie die kleinen Menschenkinder unten auf der Erde, die mich schon ungeduldig erwarten. Seht einmal, was ich alles für die Kinder mitnehme." Er machte seine große Kiepe auf, und da lagen in vielen

759278

langen Reihen übereinandergeschichtet gelbe und rote Aepfel und goldgelbe Birnen und blaue Pflaumen, auf denen ordentlich der Duft lag; zuckersüße Weintrauben und Wallnüsse und Haselnüsse, viele tausend Schock. „Ei!" sagte der Sommer, „wenn du aber auch so freigebig bist, müssen sie dich wohl gern mögen. Wie werden all die Kinderaugen glänzen, sehen sie diese Schätze für ihre Leckermäulchen." „Ich bringe kein Naschwerk!" sagte der Frühling, „und doch freuen sich die Kinder auf mich am meisten. Wenn das erste Veilchen blüht, wenn der Storch kommt und die Bäume grün werden, dann kann die Mutter die fröhliche Kinderschar nicht mehr im Hause halten, sie laufen alle hinaus und das kleinste, das noch nicht laufen kann, wackelt hinterdrein, und alle rufen: „Hurra! Der Frühling ist da!" Er lächelte bei diesen Worten und die Frühlingssonne leuchtete ihm ordentlich aus den Augen.

Der Winter hatte bei all diesen Reden ganz stumm und still in einer Ecke gesessen, nur manchmal zog er seinen weißen Mantel fester um sich und dann stiebten die Schneeflocken nur so in die Höhe. „Der Winter sagt ja gar nichts!" meinte der Herbst und nahm seine Kiepe, die nun vollgepackt war, auf den Rücken, „mach dich nur immer reisefertig, Alter, wann ich wieder zurückkomme, mußt du ja auf die Erde hinab, auf dich freuen sich die Menschen freilich nicht, denn du bringst nur Schnee und Kälte." Der Winter antwortete noch immer nicht, nur die Eiszapfen an seinem Gewande klirrten leise. Der Sommer sah sich nach ihm um. „Wahrhaftig! Der Winter weint!" rief er, „warum bist du denn traurig?" Und wirklich rannen dem Winter die dicken Thränen über die Backen, bis in den großen, weißen Bart hinein, wo sie gleich fest froren und als Eisperlen glitzerten. „Ich muß wohl weinen!" schluchzte er, „ich mag die kleinen Menschenkinder auch gern, aber auf mich freut sich kein einziges, und selten bekomme ich, wenn ich auf der Erde bin, eines zu sehen. Läuft einmal ein vorwitziges Bübchen heraus und will einen Schneemann machen, dann holt es die Mutter bald wieder herein. „Es wird kalt und dunkel!" sagt sie, „und du könntest mir krank werden." Die kleinen Mädchen aber stecken die Hände unter die Schürzen und sagen: „Hu! der Winter!" Muß ich da nicht betrübt sein?" „Eigentlich hast du recht," sagte der Sommer mitleidig, „und das ist ganz jämmerlich für dich."

Da ging der liebe Gott gerade durch den Himmel, der sah des Winters Betrübnis und sagte sogleich: „Im Himmel darf aber keiner weinen, ich will dich trösten, Winter, und will dir das Allerherrlichste schenken, daß sich fortan alle Kinder auch auf dich freuen sollen. Ich schenke den Menschen meinen Sohn und du sollst ihn der Erde bringen.“ Da gab der Herrgott dem Winter ein Kripplein in die Hand, darin lag das Christkindlein, und das strahlte einen solchen Glanz und ein solches Licht aus, daß die dunkelste Winternacht und das finsterste Menschenherz hell wurden bis in die fernste Ecke, und die Engel sangen und riefen: „Halleluja!“ Ganz selig vor Freude staunte der Winter dies schönste Geschenk des lieben Gottes an, und als der Herbst mit den letzten gelben Blättern am Kleide, verregnet und müde, von der Erde zurückkam, nahm der Winter die Krippe mit dem Christkindlein unter seinen großen Mantel und reiste hinunter auf die Welt. Blumen blühten freilich nicht mehr, und wohin er kam, streute er Eis und Schnee um sich herum, die letzten Blüten erfroren und die Bäume waren alle kahl. „Aber einen grünen Baum muß doch das Christkindlein zu seinem Geburtstag haben!“ dachte der Winter, der wohl rauh und kalt von außen war und es doch so herzlich gut meinte; er ging in den Wald, wo die dunkelgrünen Tannen ganz dicht standen, und brach die schönste ab. Und im Himmel hatte er sich von seinen drei Freunden aus ihrem Schatz das Allerschönste geben lassen, vom Frühling die zarten Blüten und vom Sommer Rosen, und der Herbst schenkte ihm rotbackige Aepfel und große, schöne Nüsse. Die lieben Engel aber holten kleine goldene Sterne vom Himmel und gaben sie dem Winter mit. Mit allen diesen Gaben schmückte er nun den schönen grünen Tannenbaum, und die Sterne wurden zu hellen Lichtern, die wundervoll brannten und glänzten. Als nun der Winter mit aller Ausrüstung fertig war, ging er von Haus zu Haus und klopfte an jede Thür. Er stellte den Weihnachtsbaum mit den brennenden Lichtern auf den Tisch und legte ganz leise das Gotteskind in der Krippe darunter, und wohin er kam, war Jubel und Freude, die großen Menschen falteten die Hände und die Kinder jauchzten: „O Mutter, sieh doch, der Winter bringt uns ja das Allerschönste!“ Die Glocken klangen, die Englein sangen, und Freude war im Himmel und auf Erden. Alle Kinder aber zählen

seitdem die Stunden, bis wieder Weihnachten kommt, und wenn der Frühling auch noch so schön blüht, der Sommer Kirschen und Rosen schenkt, und der Herbst alle kleinen Hände mit Aepfeln füllt, so warten die Kinder doch schon auf den Winter und sagen: „Ja, aber dann ist Weihnachten!“ Und wenn der Winter im Himmel sitzt und das hört, dann streicht er sich vergnügt den langen weißen Bart und bedankt sich jedesmal bei dem lieben Gott, daß er ihm das Christkindlein geschenkt hat, so daß sich alle Kinder auf ihn freuen, wenn er wiederkommt.



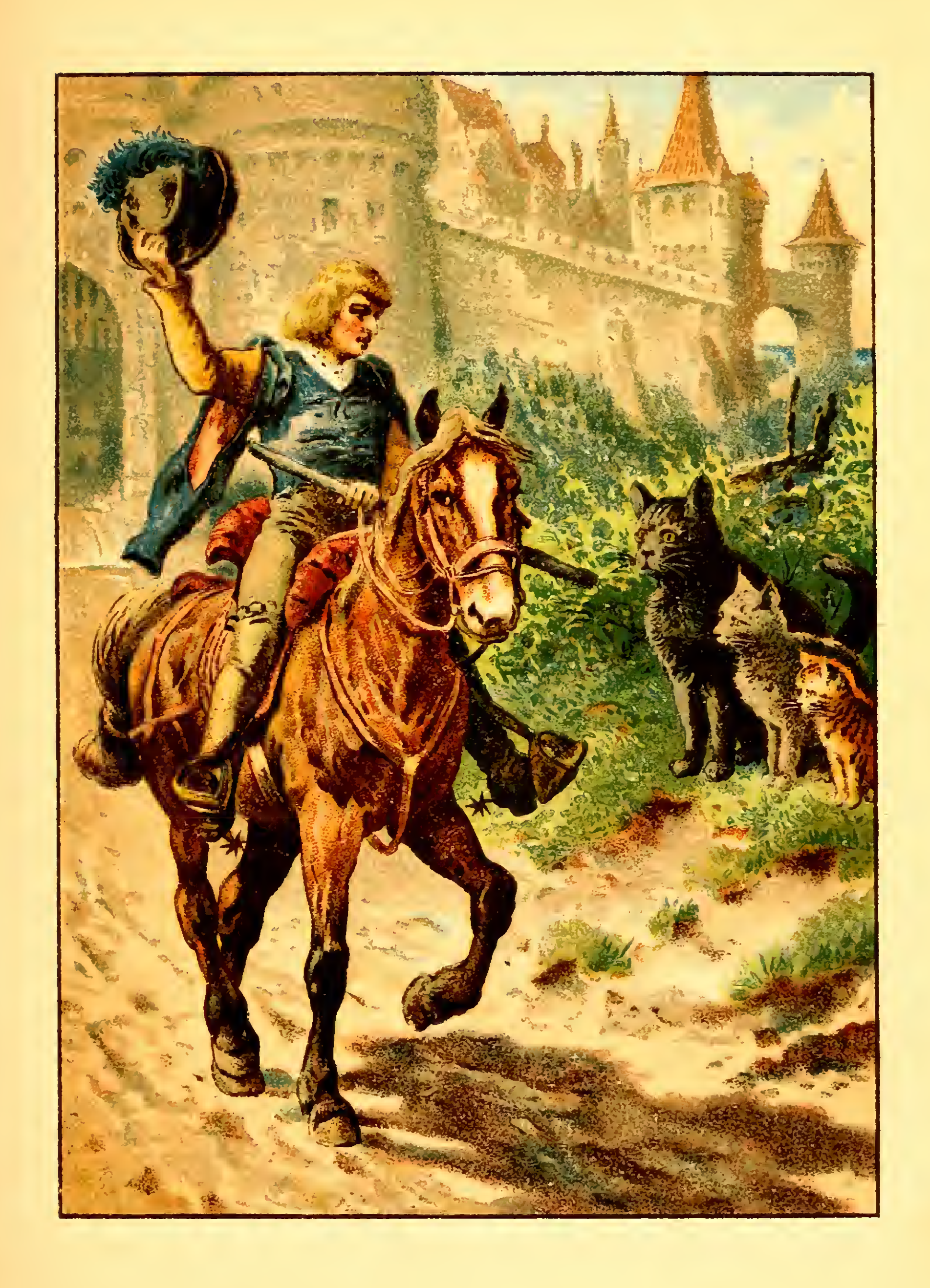
Die drei Katzen.

Es war einmal ein junger Mensch, dem starb sein Vater. Er konnte ihm nichts hinterlassen als hundert Thaler, und das war zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben. Da dachte Hans bei sich: „Ich will mir ein gutes Rößlein kaufen und in die Königsstadt ziehen, vielleicht braucht der König einen guten Soldaten, und etwas andres habe ich nicht gelernt.“ Gedacht, gethan! Er kaufte das Rößlein mit Sattel und Zaum dazu und behielt auch noch ein paar Thaler übrig. Als er aber in die Stadt kam, wo der König wohnte, fand er alles in tiefer Trauer, aus allen Fenstern hingen schwarze Fahnen, alle Leute hatten schwarze Kleider an, und es war ein großes Schluchzen und Wehklagen durch die ganze Stadt. Als Hans dies hörte, dachte er in seinem Herzen: „Ach Gott! Nun ist gewiß der König gestorben, bei dem ich Kriegsdienste nehmen wollte; meine paar Thaler werden bald verbraucht sein, und wo soll ich nun hin?“ Er fragte ein altes Mütterchen auf der Straße, aber diese sagte ihm: „Der König ist nicht gestorben und die Königin lebt auch noch, aber die Prinzessin, ihr einziges Kind, ist

fort! Wir wissen nicht, wo sie geblieben ist!" Da ritt Hans vor das Königsschloß und fragte nach der Prinzessin. Der König und die Königin saßen auf einem prächtigen Throne, aber sie weinten immerzu und konnten vor Betrübnis nicht sprechen. Endlich hörte Hans, daß die Prinzessin von einem bösen Zauberer fortgeschleppt sei, und daß schon viele Ritter und vornehme Herren ausgezogen seien, um sie zu suchen, aber etliche waren auf einen falschen Weg geraten und, ohne überhaupt nur eine Spur gefunden zu haben, wieder heimgekehrt, und etliche waren gar nicht wiedergekommen, sie mußten wohl ihr Leben verloren haben. Als Hans dies hörte, sprach er: „Dann will ich die Prinzessin suchen, zu verlieren habe ich nichts, und an meinem Leben liegt keinem Menschen etwas, vielleicht habe ich mehr Glück als die andern." Er trat vor den König und die Königin und verkündete ihnen seinen Entschluß, um die Prinzessin auszuziehen, der König nickte nur stumm mit dem Kopf, so betrübt war er, die Königin aber fing von neuem an zu weinen und sagte: „Ach! Das arme, junge Blut, ihm wird's ergehen wie den andern!" Das ließ sich Hans aber nicht anfechten, er hatte guten Mut. Vor dem Königsschlosse wartete auf ihn der Schatzmeister, der sollte ihm Gold und Silber geben, soviel er haben wollte, denn der König war sehr reich. Aber Hans sprach: „Ein paar Thaler habe ich noch von meines Vaters Erbe, das ist genug, wenn ich viel Geld habe, falle ich nur unter die Räuber," und machte sich am nächsten Morgen auf seinem guten Rößlein gleich auf den Weg; nahm auch keinen Säbel mit, sondern nur einen gehörig dicken Stock.

Als er zum Thore hinausritt, sah er links an der Landstraße drei Katzen sitzen, eine ganz große schwarze, eine mittlere graue, und eine kleine bunte; die saßen alle drei in einer Reihe. Das kam dem Hans komisch vor, da er aber ein höflicher Mann war, zog er den Hut und sagte: „Guten Tag!" Die Katzen dankten auch wieder, als er sich aber noch einmal nach ihnen umsah, waren sie alle fort. Er ritt einen graden Weg, immer der Nase nach; als er aber eine Stunde geritten war, kam er an einen Kreuzweg. Da war guter Rat teuer. Wie er sich nun noch bedachte, welchen Weg er einschlagen müßte, um die Prinzessin zu finden, hörte er ganz deutlich neben sich eine Stimme sagen: „Rechts!" Hans fragte ganz laut: „Wer sagt mir denn das?"

Aber die Stimme antwortete zum zweitenmal viel schärfer: „Rechts mußt du reiten, dummer Hans!“ Er konnte aber keinen Menschen sehen. Hans wurde ärgerlich. „Was ist das für eine Grobheit, mich gleich so zu schimpfen, kannst du mir nicht höflich Bescheid sagen?“ Da ging die Stimme in ein zorniges Kreischen über: „Rechts mußt du reiten, sonst reitest du in dein Unglück!“ „Das wollen wir doch einmal sehen!“ antwortete Hans ganz falsch, „befehlen lasse ich mir noch lange nichts, nun will ich grade links reiten!“ Er that, wie er sagte, und als er den linken Weg einschlug, sah er um den Wegweiser etwas herumschlüpfen, genau konnte er es nicht sehen, was es eigentlich war, aber es kam ihm zuletzt vor, wie ein geringelter, bunter Katzenschwanz. „Der Tausend!“ dachte er, „war das etwa eine von denen, die vorhin am Wege saßen? Und was haben die mit mir zu thun?“ Er ritt nun den linken Weg, der war erst sehr voller Steine, bald aber wurde er eben und glatt, und so ritt Hans bequem dahin, bis der Abend kam und Roß und Reiter müde wurden. Da kam er an ein flaches Heidefeld, das blitzte und glänzte ganz wundervoll. Hans dachte erst, es wäre der Mondenschein, der das Land so zu blinken machte, als er aber genau zusah, erkannte er, daß alles von purem Silber war, Bäume und Sträucher ringsum, und die Steine, die auf dem Boden lagen, waren ganz von Silber und so groß, wie eine Faust. „Ei!“ dachte Hans, „dies kann mir passen!“ stieg ab und wollte sich die Taschen vollstecken. Aber die Steine waren am Boden wie festgewachsen und nicht der kleinste Silberzweig ließ sich von einem Strauch abbrechen. Als Hans sich eine Weile gequält und nichts erlangt hatte, stieg er mißmutig wieder auf und trabte weiter. Da sah er in der Ferne ein Haus, aus dem viele helle Lichter durch die Fenster schimmerten. „Gott sei Dank!“ dachte er, „das wird eine Herberge sein, da können ich und mein Pferd zu Nacht bleiben!“ Und eilig ritt er darauf los. Es kam ihm auch gleich ein Knecht entgegen, der ihm sein müdes Rößlein abnahm, und vor der Thür stand eine hübsche, kleine Wirtin, die machte einen zierlichen Knix und lud ihn ein, hineinzukommen. „Kann ich hier zu Nacht bleiben?“ fragte Hans. „Gewiß! Es sind schon mehr Gäste da! Je mehr Gäste, desto größer der Verdienst für eine arme Frau, wie ich bin!“ antwortete die Wirtin und



strich sich vor Behagen ordentlich am Thürpfosten, „so einen schmucken Jungen habe ich lange nicht mehr gehabt.“ Dabei machte sie schon höflich die Thür nach der Gaststube auf, und es war Hans, als schnurrte ihm etwas um die Füße. Er setzte sich an einen Tisch und sie holte ihm zu essen; sie war so flink und zierlich und alles war so blitzblank, daß Hans ganz vergnügt wurde. Aber die Gesellschaft, die um den andern Tisch saß, gefiel ihm nicht. Das waren wilde Kerle, sie hatten Messer und Pistolen bei sich, sie flüsterten und sahen immer nach Hans hin. Ihm wurde unheimlich, und als die Wirtin wieder hereinkam und er sie genau ansah, gefiel sie ihm auch nicht mehr. Sie hatte solche schräge Augen, und Hans sah wohl, daß sie den Räubern zublinzelte. Da aß er sich schnell satt und dann stand er auf und sagte, er müsse noch weiter reiten. Das paßte der schmucken Wirtin gar nicht, und sie gab ihm viele gute Worte, er sollte doch noch bleiben. Als er sich aber durchaus nicht bereden lassen wollte, wurde sie sehr böse, sie zischte ordentlich vor Zorn und ihre Augen funkelten ganz grün. „Laßt ihn nicht fort!“ schrie sie den Räubern zu, „greift ihn und macht ihn tot!“ Die sprangen auf und Hans sah, daß es um sein Leben ging. Er wehrte sich aber tapfer und hieb mit seinem dicken Stock tüchtig unter die Räuber, so daß sie zurücktaumelten, und kam auch glücklich aus der Stube. Aber ein großes Silberstück, das auf dem Tisch lag, raffte er auf und steckte es schnell in die Tasche, so hatte er doch noch etwas von diesem Besuch. Wie er aber über den Flur zur Hausthür hinaus wollte, warf sich ihm etwas zwischen die Füße, daß er stolperte und beinahe gefallen wäre, und die Räuber waren hinter ihm drein. Da schlug er mit seinem dicken Stock zu und eine Katze schrie laut auf, eine kleine, bunte Katze mit einem geringelten Schwanz, und jetzt fiel es Hans ein, daß die hübsche, kleine Wirtin, die so flink und zierlich umherspringen konnte, grade solch ein Kleid angehabt hatte, wie die Katze ein Fell hatte. „Nichtsnutziges Katzengesindel!“ schimpfte er, „das will ich euch heimzahlen!“ Denn jetzt wußte er auch, daß sie ihn schon am Kreuzweg hatten auf eine falsche Straße locken wollen. „Dann werde ich den beiden andern auch wohl noch begegnen!“ dachte er, als er glücklich wieder auf der Landstraße war, und bald kam er in ein anständiges Wirtshaus, wo er schön schlafen konnte.

Den andern Morgen ritt er weiter und gegen Mittag kam er an ein großes Feld. Das glänzte und strahlte, und Hans dachte erst, es wäre die liebe Sonne, die alles so zu glänzen machte; wie er aber näher kam, sah er, daß es alles eitel Gold war, die Bäume und Sträucher trugen alle große, goldene Blätter, und goldene Steine lagen auf dem Felde, so groß wie ein Kinderkopf. „Ei!" dachte Hans, „dies ist noch viel besser, als das Silber, das ich zuerst sah!" stieg ab und wollte sich die Taschen vollstecken. Aber wieder waren die Steine ganz an der Erde festgewachsen, und so sehr er sich auch quälte, er konnte nicht ein einziges kleines Blatt von einem Zweige abbrechen. „Rechte Dummheit!" murrte er endlich, „daran sind gewiß auch wieder die verwünschten Katzen schuld." Als er das goldene Feld hinter sich hatte, ritt er um eine Ecke und sah dicht vor sich ein großes, wunderschönes Schloß. Ein Diener stand schon vor dem Thore, machte dem Hans eine tiefe Verbeugung und sagte: „Die Königin erwartet dich schon!" „Wohnt hier eine Königin?" fragte Hans verwundert, „davon habe ich in meinem Leben noch nichts gehört." Der Diener antwortete nicht weiter, sondern führte Hans in das Schloß. Da war es aber wundervoll. Breite Marmortreppen mit roten Sammetdecken darauf, kostbare Bilder an den Wänden und Spiegel, die von der Decke bis auf den Fußboden reichten, so daß man sich ganz und gar darin besehen konnte. In dem letzten Saal stand ein Thronsessel, darauf saß eine wunderschöne Dame mit einer Krone auf dem Kopf, einen feinen, weißen Schleier hatte sie um und ein prächtiges, silbergraues Sammetkleid an mit einer ganz gewaltig langen Schleppe. Die kam freundlich auf unsern Hans zu, küßte ihn auf beide Wangen und bat ihn, er solle es sich nur recht bequem machen und ihr lieber Gast sein. „Ei," dachte Hans, „hier kann es mir schon gefallen, hier ist es doch ganz anders als in der alten Räuberschenke, wo man sich seines Lebens nicht sicher war." Er besah sich das prächtige Schloß ganz genau, die Bedienten hatten Befehl, ihm alles zu zeigen, aber die Königin selber bekam er nicht viel zu sehen. So waren einige Tage im Handumdrehen vergangen. Nun wollte er auch gern den großen, schönen Garten sehen, der dicht am Schlosse war, und ging, ohne den Bedienten zu fragen, gleich hinein, er war schon ganz dreist geworden.

Und als er um einen schönen Rasenplatz ging, begegnete ihm die Königin, die ganz allein im Garten lustwandelte. Sie hatte wieder ihr prächtiges, graues Sammetkleid an, und eine mächtige, lange Schleppe fegte den ganzen Gartensteig ab. Hans trat rasch auf sie zu und fragte, ob sie es auch erlaubte, daß er in den Garten käme. Sie sagte aber nur: „Komm, ich will dir alles zeigen!“ und dabei sah sie ihn ganz ernsthaft mit ihren großen, grauen Augen an. In diesem Augenblick kam sie Hans ganz bekannt vor und er dachte in seinem Herzen: „Die habe ich doch schon einmal gesehen, ich weiß nur nicht, wo!“ Sie gingen miteinander zum Goldfischteich, aber es waren keine Fische darin, und so prächtig der Garten war, so still war er auch, nicht ein einziger Vogel sang und kein Sperling hüpfte in den Zweigen umher. Dem Hans wurde die Stille ganz unheimlich, er blieb stehen und fragte: „Warum singt denn gar kein Vogel hier in all den schönen Bäumen?“ „Die fange ich alle weg!“ sagte die Königin, und als eben ein kleiner Vogel auf die Gartenmauer hüpfte, streckte sie die Hand nach ihm aus, fing ihn, und hatte ihn auch gleich totgedrückt, und Hans sah, daß durch den Handschuh die Krallen durchkamen. „Herr Gott!“ dachte er, „nun weiß ich auch, wo ich die gesehen habe, dies ist die zweite von der Katzengesellschaft an der Landstraße, die mittlere, graue, darum hat sie auch immer ein graues Kleid an!“ Und um sich zu überzeugen, trat er ihr hart auf die lange Schleppe, und fühlte mit dem Fuß deutlich den Katzenschwanz. Sie schrie laut auf vor Schmerz, er aber entschuldigte sich höflich und meinte, das könne ihr doch nicht weh thun, wenn er ihr auf das Kleid getreten hätte; sie sah ihn aber bitterböse an und ging fort, ohne ein Wort zu sagen. Hans hörte aber, daß sie im Fortgehen vor Zorn ordentlich knurrte. Er setzte sich auf eine Bank unter einen großen Baum und überlegte, wie er wohl am besten aus dem Schlosse heraus kommen könne, denn hier war es ihm nicht mehr geheuer. Da hörte er seinen Namen rufen. Er blickte auf und sah eine Elster, die auf dem Zweig über ihm saß. „Mach, daß du fortkommst!“ sagte der Vogel, „die Königin ist eine böse, grausame Hexe. Du bist bald eine Woche hier, und wenn die Zeit um ist, hat sie die Macht, dich in einen Vogel zu verwandeln, dann wird sie zur Katze, greift dich und frißt dich. Hier in diesem Schlosse sind schon viele ums Leben gekommen, die aus-

zogen, die Prinzessin zu suchen. Warte keinen Augenblick länger, du hast nicht mehr lange Zeit, sie ist schon böse auf dich." „Das macht, weil ich ihr auf den Schwanz trat," antwortete Hans, „daß sie eine Katze ist, merkte ich auch schon, und eine Hexe ist sie gewiß, aber wie soll ich nur fortkommen?" „Geh gradenwegs über den Schloßhof zum Thor hinaus, sieh dich nicht um und laß dich nicht aufhalten, nimm nichts mit, was man dir noch geben will, die Speisen sind alle vergiftet. Vor dem Thor wirst du dein Roß gesattelt und gezäumt finden, steig auf und laß dich hier nie wiedersehen. Hier hast du eine Wegzehrung!" Die Elster warf ihm ein goldenes Blatt, das sie im Schnabel trug, gerade in den Schoß und flog rasch davon. Hans steckte es ein und that, wie ihm der Vogel geheißen hatte, er ging über den Schloßhof und sah sich nicht um, die Diener wollten ihn aufhalten, aber er schob sie alle fort; zuletzt, wie er schon am Schloßthor war, kam der Küchenmeister gelaufen und brachte einen wunderschönen Kuchen, den sollte er doch wenigstens auf die Reise mitnehmen. Da that Hans, als ob er den Kuchen auch nehmen wollte, aber er stieß ihn mit dem Ellbogen in den Sand, daß er zerbrach und ganz schmutzig wurde und gar nicht mehr zu essen war. Da hörte er hinter sich ein zorniges Prusten und Knurren, und als er sich umwandte, sah er auf einem Stein eine mittelgroße, graue Katze sitzen, die schien sehr wütend zu sein, denn sie sträubte ordentlich das Fell. „Ei!" sagte Hans, „bist du da, das trifft sich ja gut, warte, ich will dir einen Denkzettel geben."

Und er schlug ihr mit seinem dicken Stock an die Pfote, daß sie laut aufschrie und ganz lahm davonhinkte. „Das hast du verdient," sagte Hans, „nun grüße auch die Königin von mir!" Aber dann machte er doch, daß er schnell auf sein Pferd kam, und bald hatte er das Schloß weit hinter sich. Am Abend kam er an ein großes Wasser. Er sah sich nach allen Seiten um, aber er konnte keine Brücke finden. Endlich entdeckte er, hinter einem Baum versteckt, einen leeren Kahn, den machte er los, stieg mit seinem Rößlein ein und fuhr über. Nicht weit vom andern Ufer stand ein altes, kleines, baufälliges Haus, an dem alle Fensterläden und Thüren fest verriegelt waren. Hans klopfte überall an, denn er war müde und hungrig, plötzlich sprang die Hausthür auf und vor ihm stand ein großer Mann, der einen mächtigen

schwarzen Bart und einen ganz krummen Rücken hatte. In der Hand trug er eine Laterne, in der ein Licht glühte, aber Hans kam es vor, als ob die Augen über dem schwarzen Bart noch mehr glühten. „Was willst du?“ fragte der Alte. „Nachtquartier!“ antwortete Hans ganz keck. „Ich habe keinen Gasthof für Fremde!“ sagte der alte Mann verdrossen und wollte Hans die Thür vor der Nase zuschlagen, der griff aber in die Tasche und holte das Silberstück hervor, das er aus der Räuberschenke mitgenommen, und das goldene Blatt, das ihm die Elster im Schloßgarten geschenkt hatte. „Seht ihr, ich kann auch gut bezahlen.“ Als der Alte das Silber und das Gold sah, zog er den Rücken in die Höhe, daß es aussah, als mache er einen ganz krummen Buckel, und seine Augen funkelten ordentlich. „Woher hast du das?“ fragte er, denn er merkte wohl, wo der junge Mensch schon gewesen war und daß er bis jetzt mit dem Leben davon gekommen sei. „Das geht dich nichts an, woher ich es habe,“ antwortete Hans, der auf seiner Hut war, „gieb mir nun Nachtquartier.“ „Schön, du kannst hier bleiben,“ sagte der Alte, „aber nur für eine Nacht, länger behalten kann ich dich nicht, und du mußt in einer Kammer schlafen, in der öfters Mäuse sind. Ich fange ihrer, soviel ich kann, aber das freche Gesindel ist immer wieder da.“ Dabei sah er ganz grimmig aus und sein Bart sträubte sich ordentlich. „Die Mäuse sollen mich nicht stören!“ sagte Hans und ging mit dem Alten in die Stube, wo er sich hinter den Tisch setzte. Der Wirt strich und putzte an seinem Bart, bis er wieder ganz glatt war, dann trug er eine Schüssel Milch zum Abendessen auf, die sie beide zusammen verzehrten, und Hans wunderte sich im stillen, wie fein und sauber der alte Mann aß und wie zierlich er zuletzt die letzten Tropfen ausleckte, ohne daß sein großer, schwarzer Bart voll Milch wurde. Dann ging Hans in seine Kammer, wo er ein reinliches Strohlager fand; sein Wirt sagte, er schliefe am Kamin, in dem über Tag das Feuer gebrannt hätte, in der Kammer wäre es ihm nicht warm genug. Hans wunderte sich in seinem Herzen immer mehr, wie sauber und reinlich alles in dem alten, einfachen Hause war, da lag kein Hälmchen auf dem Fußboden und alle Krümchen waren in eine Ecke zusammengekehrt, wie geleckt war es überall. „Wer besorgt hier die Hauswirtschaft?“ fragte Hans. „Ich!“ antwortete der

Alte. „Womit kehrst du denn die Stuben so blank? Ich sehe doch keinen Besen!“ fragte Hans wieder. Der Alte sah ihn mißtrauisch an und antwortete nicht, als aber Hans genau zusah, sah er unter dem langen Schlafrock einen glänzend schwarzen, seidenweichen Katzenschwanz hervorgucken, der wedelte immer hin und her und fegte jedes Federchen auf. Nun wußte Hans Bescheid, er setzte sich auf sein Bett und wollte die Nacht durch wachen. „Dies ist die dritte!“ dachte er, „und dies ist der große, schwarze Kater, der am Wege saß, dies ist gewiß der allerschlimmste!“ Er faßte seinen dicken Stock fester an, da wisperte ein feines Stimmchen neben ihm seinen Namen und Hans sah bei dem Mondlicht, das in die Kammer schien, eine große Maus, die eine kleine goldene Krone auf dem Kopfe trug. „Hans!“ sagte die Maus, „dies ist der eigentliche Zauberer, die beiden andern Katzen in der Schenke und im Schloß sind seine Schwestern, es sind ein paar alte, greuliche Hexen, aber so schlimm wie dieser sind sie lange nicht.“ „Dann geht es mir doch noch an den Kragen!“ seufzte Hans, „ich bin den beiden ersten schon mit knapper Not aus den Klauen gekommen.“ „Nein, Hans, verzage nicht,“ tröstete die Maus, „bis hierher ist so lange noch keiner gekommen und du wirst auch die Prinzessin befreien, denn hier ist sie.“ „In diesem kleinen Haus, das nur eine Stube und eine Kammer hat?! Das glaube ich nicht, mach daß du fortkommst, oder ich hole den Kater; du willst mir etwas vorlügen!“ „Sei doch nicht so dumm, Hans!“ sagte die Maus, „meine Freundin, die Elster aus dem Schloßgarten, war schon hier und sagte mir, daß du Verstand hättest und daß ich dir beistehen sollte.“ Hans dachte an die Elster und daß sie ihm wirklich einen guten Rat gegeben hatte, sonst hätte er den Kuchen gegessen und sich vergiftet. „Wie kommt es eigentlich, daß er dich noch nicht gefangen und aufgefressen hat, wenn du doch eine Maus bist?“ fragte er nach einer Weile. „Ich bin eigentlich ein alter König und der böse Kerl hat mich in Mäusegestalt verzaubert. Er kann mir nur etwas thun, wenn er selbst zum Kater geworden ist, die Zeit weiß ich aber, dann wickelt mich die Prinzessin in ihr Taschentuch und er kann mich nicht finden, wenn er auch im ganzen Haus herumschleicht.“ „Ist die Prinzessin denn nicht verzaubert?“ fragte Hans. „Nein, einer reinen, frommen Jungfrau kann seine böse Kunst nichts

anhaben. Nun höre. Bist du nach drei Tagen noch hier, so verwandelt er dich in eine Maus und dann bist du dein Leben los, aber morgen und übermorgen darf er dir noch nichts thun. Er muß aber alle Monat einen Tag und eine Nacht lang Katzengestalt annehmen und morgen ist der Tag. Aber dann ist er nicht stärker, als ein gewöhnlicher Kater, den ein Mensch leicht bezwingt. Das weiß er, darum leidet er den Tag keinen Fremden im Hause, schließt Thür und Fenster zu und geht auf die Mäusejagd. Wolltest du ihn aber jetzt angreifen, so brächte er dich um, denn er hat furchtbare Kräfte." „Er hat mir schon gesagt, daß ich morgen fort müßte!" sagte Hans. „Siehst du wohl! Nun reite du nur ruhig ab und thu, als wolltest du niemals wieder kommen, auf dem Flur liegt ein Sack, den nimm mit, aber daß der Zauberer es ja nicht etwa sieht. Dann halte dich den Tag versteckt, und den Abend, wann es dunkel geworden ist, komm wieder, ich werde heimlich ein Stückchen Holz zwischen die Hinterthür klemmen, damit er sie nicht zuschließen kann. Auf dem Feuerherd wird der Kater sitzen, ziehe dir diese Handschuhe an, da kann er nicht durchkratzen, und dann greife ihn und stecke ihn in den Sack, und wenn du das gethan hast, hast du die Prinzessin erlöst und mich dazu." Die Maus war mit einem Mal verschwunden, Hans dachte erst, er hätte geträumt, aber auf seiner Bettdecke lag ein Paar starke Lederhandschuhe. Nun war es auch schon Morgen geworden, Hans trat in die Wohnstube, da war schon wieder ausgefegt, daß kein Stäubchen lag; „so ein Katzenschwanz ist doch der beste Staubfeger!" dachte Hans. Sein Wirt brachte ihm zum Frühstück ein Näpfchen Milch, aber er aß diesmal nicht mit, sondern sagte mürrisch: „Jetzt mußt du aber abreisen, ich kann dich nicht mehr länger hier gebrauchen." „Ich will auch gar nicht mehr länger hier bleiben!" antwortete Hans und ging hinaus, um sein Pferd zu satteln. Auf dem Hausflur lag ein Sack, den nahm er ganz leise auf und legte ihn unter den Sattel, so daß ihn der Alte nicht sehen konnte, dann setzte er sich darauf, bedankte sich bei dem Wirt für die freundliche Aufnahme und ritt fort. Er kam in ein Wäldchen, das nicht weit von dem Hause des Zauberers lag, dort band er sein Pferd an einen Baum und versteckte sich. Als es dunkel geworden war, zog er sich die Handschuhe an, die ihm die Maus geschenkt hatte, dann

schlich er dem Hause wieder zu und gleich an die Hinterthür: wahrhaftig! die Maus hatte Wort gehalten und ein Stückchen Holz in die Angel geklemmt, nun hatte der Riegel nicht gefaßt und die Thür war offen. Hans trat leise ein und ging in die Küche, da saß der Kater auf dem Feuerherd, er war ganz schwarz und seine Augen glühten fürchterlich, er machte einen krummen Buckel und wollte mit ausgestreckten Krallen dem Hans voller Wut in das Gesicht springen, der aber griff herzhaft zu, packte den Kater ins Genick und stopfte ihn in den Sack. Der Alte wehrte sich fürchterlich und kratzte, was er konnte, aber durch die Handschuhe kam er mit den Krallen nicht durch. Und als nun Hans den Sack fest zugebunden hatte, geschah mit einem Mal ein Donnerschlag, die ganze alte Hütte war verschwunden und statt ihrer stand ein prächtiger Palast da; eine wunderschöne Prinzessin kam Hans entgegen, die hatte an der Hand einen vornehmen Herrn, der eine Krone auf dem Kopfe trug, aber schon ganz graues Haar und eine spitze Nase hatte. „Kennst du mich noch?“ fragte der alte König. Hans besann sich. „Bist du etwa die Maus, die mir über Nacht die Handschuhe brachte und mir Bescheid sagte, wie ich den alten Greuel fangen sollte?“ „Ja,“ sagte der König, „die Maus war ich, aber nun hast du mich erlöst und die Prinzessin dazu.“ Da fielen sie sich alle drei um den Hals und herzten und küßten sich. „Soll ich ihn umbringen?“ fragte Hans und wies auf den Sack, in dem der gefangene Kater fürchterlich wurmte. „Nein,“ sagte die Prinzessin, „laß ihn jetzt noch leben, den wollen wir meinem Vater mitbringen, daß ihn der doch auch zu sehen bekommt, dann soll er ihn ersäufen lassen. Und jetzt wollen wir heimreiten.“ „Aber die beiden Hexen, die bösen Schwestern, soll ich die nicht auch noch greifen?“ fragte Hans. „Laß nur!“ sagte der alte König, „die werden wir schon kriegen, die werden ganz von selber kommen.“

Und so ritten sie heim, den Sack nahmen sie mit; als aber Hans der Prinzessin das goldene und das silberne Feld zeigen wollte und sich nach dem schönen Schloß und der Räuberschenke umsah, war alles verschwunden, lauter gute, anständige Wirtshäuser standen am Wege, und ohne Gefahr kamen sie nach Hause. Der König und die Königin freuten sich fürchterlich, als sie ihre Tochter wieder hatten, alle Glocken wurden geläutet und alle Leute zogen


Fritz Bergen 95

bunte Kleider an und die Musik spielte den ganzen Tag. Der Kater wurde in einen eisernen Käfig gesperrt, denn nun, wo er gefangen war, konnte er nicht wieder ein Mensch werden, und alle Leute gingen hin, ihn zu besehen, und schimpften ihn und warfen mit Steinen nach ihm, das war dem alten, bösen Zauberer gut! In vier Wochen gab es nun Hochzeit im Königsschlosse, denn die Prinzessin wollte keinen andern heiraten, als ihren Hans, der sie gesucht und erlöst hatte, und der alte Mausekönig schenkte ihm aus Dankbarkeit gleich sein halbes Königreich. Als sie nun an der Hochzeitstafel saßen und sich das herrliche Essen gut schmecken ließen, kam ein Diener in den Saal und sagte, draußen wären zwei sehr feine fremde Damen, die wollten gern dem jungen Paar Glück wünschen. „Sie sollen hereinkommen!" sagte der Hochzeitsvater, „und Wein und Kuchen haben, heut soll jeder vergnügt sein." Da that sich die Thür auf und herein traten zwei sehr fein gekleidete Damen, die eine hatte ein wunderschönes, buntes Kleid an, die andre trug silbergraue Seide mit einer langen Schleppe. Aber die bunte hatte einen großen Schmiß quer über der Nase, und die graue war so lahm, daß sie an einem Stock gehen mußte. Sowie der Bräutigam aber die fremden Damen sah, sprang er auf und rief: „Das sind die beiden Hexen, ich erkenne sie ganz genau, sie haben mich alle beide umbringen wollen. Greift sie, Leute, und sperrt sie beide zu dem Kater in den Käfig!" Es waren wirklich die beiden Hexen, die dem jungen Paar noch etwas Böses hatten anthun und einen Versuch machen wollen, ihren Bruder zu befreien. Nun entstand ein großer Tumult unter den Gästen, die beiden Damen waren fort und zwei Katzen sprangen durch den Saal, eine graue und eine bunte. Und beinahe wären sie auch noch beide wieder fortgekommen, aber Hans hatte sich dicht neben die Thür gestellt, und als sie hinaus wollten, packte er sie alle beide. Da wurden sie mit ihrem Bruder zusammen in einen Sack gesteckt und ersäuft, dem schwarzen Kater ließ aber Hans vorher noch den Schwanz abhacken und seiner Frau einen Staubwedel davon machen. Hans wurde König und lebte glücklich und zufrieden mit seiner Prinzessin bis an sein seliges Ende.

Der Bauer und der Zwerg.

In einem Thal lebte ein armer Bauersmann mit seiner Frau. Sie mußten sehr fleißig sein, wenn sie alle Tage satt zu essen haben wollten, aber sie waren es auch, und mit der Zeit bekamen sie eine ganz hübsche kleine Wirtschaft. Besonders hatten sie auf ihrem Hof einen wunderhübschen Brunnen, über den sie sich alle Tage freuten. Der Brunnen gab schönes, klares Wasser, das immer frisch aus der Erde kam, und aus der Quelle tranken der Bauer und seine Frau und alle Tiere, die er auf seinem Hofe hatte. Jeden Morgen badeten sich die Tauben im Brunnentrog und dann sahen sie noch einmal so sauber aus. So hätte der Bauer ganz vergnügt leben können, wenn nicht auf dem Felde nebenan, wo viele große Steine lagen und bald ein dichter, großer Wald anfing, ein Zwergenvolk gehaust hätte, das lauter dumme Streiche machte, sich mit allen Tieren in der Nachbarschaft zankte und dem Bauern das ganze Leben verdarb. Säte er Korn auf dem Felde, so konnte er gewiß sein, daß, wenn die Saat aufgegangen war, die Zwerge des Nachts Ball hielten, dann war alles niedergetreten und der Boden so glatt wie eine Scheunendiele. Blieben die Kühe über Mittag draußen, so tranken die Zwerge die Milch aus, sie stahlen den Hühnern die Eier aus dem Nest und mausten die Birnen von den Bäumen. Oft genug sah der Bauer die kleinen grauen Männerchen mit den spitzen Zipfelmützen im Hof und im Garten umherhuschen, aber er konnte nie eins kriegen, sonst hätte er es gehörig abgestraft. Einmal aber kam er dazu, wie sie seinem getreuen Schäferhund den schönen, buschigen Schwanz abgeschnitten hatten, der Bauer sah noch, wie vier kleine

Männer daran schleppten und schleunigst in ein Loch unter die Erde krochen, der arme Hund aber hatte nun keinen Schwanz mehr und sah ganz jämmerlich aus. Da wurde der Bauer sehr böse und sprach: „Es ist mit dem Gesindel nicht auszuhalten, jetzt lasse ich es mir nicht mehr gefallen!" Er ging auf das Feld, wo die Zwerge wohnten, da saß der Dachs vor seiner Thür in der Sonne und wärmte sich. Der Bauer kannte den Dachs und fragte: „Kannst du mir sagen, wo eigentlich der Zwergenkönig wohnt?" „Hier nebenan!" sagte der Dachs, „was willst du denn bei ihm?" „Ich will mich bei ihm beklagen," sagte der Bauer zornig, „er soll doch seine Leute besser in Ordnung halten, ich habe ihnen noch nie etwas gethan und sie thun mir lauter Schabernack. Sie treten mir mein Korn nieder und stehlen mir alles fort, was ich habe, und wenn sie meinem Hunde den Schwanz abschneiden, so sollen sie mir nun einen neuen Hund kaufen, denn das arme Tier ist über Nacht gestorben." „Das ist nicht mehr als billig," sagte der Dachs, „ich kann die nichtsnutzigen Zwerge auch nicht mehr leiden, sie passen immer auf, wenn ich ausgehe, und dann dringen sie in meine Wohnung ein, essen all meine Vorräte auf und wühlen mir alles durcheinander, wann ich eben aufgeräumt habe. Es soll mich freuen, wenn sie einmal einen Denkzettel kriegen. Faß an meinen Schwanz, Bauer, ich weiß, wo der König zu finden ist, und werde dich hinführen, dem wollen wir beide ordentlich die Wahrheit sagen." Der Bauer that wie ihm geheißen, der Dachs kroch in seine Höhle und immer tiefer in die Erde hinein, der Bauer wurde ganz schwindlig und fragte: „Komme ich auch richtig wieder nach Hause?" „Habe nur keine Angst," tröstete der Dachs, „wir sind schon da. Hier wohnen die Zwerge. Sieh dir mal alle diese Gänge an, die führen alle nach oben auf das Feld, die Zwerge haben sie sich gegraben, daß sie bequem aus und ein können, am Ende kannst du die Sonne scheinen sehen." Da sah der Bauer ganz genau hin und entdeckte ganz in der Ferne einen hellen Punkt, das war das Tageslicht. Währenddem klopfte der Dachs an eine Thür, die sprang auf und sie traten in einen großen, großen Saal, da glitzerte und blinkte es nur so von Gold und Silber darin, daß dem Bauern ordentlich die Augen übergingen. „So viel Geld hat das Volk?" flüsterte er dem Dachs zu, „und dann

stehlen sie mir armen Mann noch die Eier und die Milch? die sollten sich doch aber schämen!" Der ganze Saal war voll kleiner Männer, die alle graue Röckchen und graue Zipfelmützen trugen, etliche spielten und balgten miteinander, aber die meisten arbeiteten, einer trug eine schwere Kiepe auf dem Rücken und ging ganz krumm, etliche hatten Hacken und Spaten und hackten und gruben in den Steinen und im Erdreich, und wieder andre hatten kleine Gießkannen und begossen das Gold und das Silber, das überall in Häufchen umherlag, damit es noch besser wachsen sollte. An der Wand stand ein Königsthron, der war über und über mit Gold und Edelsteinen besetzt, auf dem saß ein ganz kleiner König, der statt der Zipfelmütze eine Krone trug und dem die andern alle gehorchten. Neben ihm auf der Erde saß auf einem prächtigen, weichen Pelzwerk ein Zwerg, der jünger aussah als die andern, und einen fuchsroten Bart trug. „Das ist der Kronprinz!" sagte der Dachs leise zum Bauern. „Und der hat meinem armen Hund den Schwanz abgeschnitten, um sich ein Sofa daraus zu machen, er sitzt grade darauf," sagte der Bauer erzürnt, trat vor den König und brachte seine Klage an. Der König hörte ganz anständig zu, er war schon ein alter Mann und wußte, daß die Zwerge alle sehr unnütz waren, er hatte sich in seinem langen Leben oft genug über sie ärgern müssen. „Sie haben dir Unrecht gethan!" sagte er zu dem Bauern, „und das sollen sie nicht, aber ich kann sie nicht mehr zwingen, denn ich bin alt und werde wohl bald sterben." Und als er das gesagt hatte, fielen ihm beinahe schon die Augen zu, so müde war er. Dann aber fragte er: „Wer, meinst du, hat deinem Hunde den Schwanz gestohlen?" „Der da!" sagte der Bauer und zeigte auf den Zwerg mit dem roten Bart. Der Zwerg bekam vor Wut ganz grüne Augen. „Der Bauer lügt!" schrie er und setzte sich nur noch fester auf seinen schönen, weichen Sitz, „ich bin der Zwergenkronprinz, wie darf einer so etwas von mir sagen!" „Steh doch mal auf!" sagte der König. Da mußte der Zwerg gehorchen und aufstehen, und alle konnten sehen, daß der Bauer die Wahrheit gesprochen hatte. „Pfui!" sagte der König zu seinem Sohn, „was bist du doch für ein Schlingel! Du sollst dem Bauern aus deinem Privatschatz so viel Geld geben, daß er sich einen neuen, schönen Hund kaufen kann, und Strafe bekommst du noch oben-

drein!" Da fing der Zwergenkronprinz an zu heulen und zu bitten, denn die Zwerge sind bekanntlich alle sehr geizig und mögen niemals gern Geld hergeben, besonders nicht an die Menschen. Aber es half ihm alles nichts, sein Vater befahl, und nun mußte er seine Diener rufen und die schleppten in Kiepen auf dem Rücken jeder einen Groschen nach dem andern an, bis das Geld für den neuen Hund zusammen war. „Nun macht aber, daß ihr fortkommt!" schimpfte der Zwerg mit dem roten Bart, „wart, Bauer, dir will ich das gedenken, wenn ich erst König bin, daß du mich bei meinem Vater verklagt hast. Und der Dachs kriegt auch noch sein Teil, denn ohne den hättest du nicht hergefunden. Ihr könnt euch alle beide in acht nehmen."

„Sie hätten mir doch ein bißchen mehr geben können," meinte der Bauer, als sie wieder draußen waren und er sein Geld zählte, „es ist ganz genau gerechnet und kein Pfennig darüber." „Sei zufrieden, daß du doch was bekommen hast," meinte der Dachs, „aber nun wird es uns beiden schlecht ergehen. Hätte ich gewußt, daß der Kronprinz den Schwanz gestohlen hat, so hätte ich bestimmt geschwiegen, aber nun haben wir uns etwas eingebrockt." Und ganz betrübt kroch der Dachs in seine Höhle.

Eine Weile ging nun alles ganz gut, der Bauer merkte nichts von den Zwergen, der König mußte ihnen wohl besser aufpassen. Einmal aber kam der Bauer auf das Feld, da fand er den Dachs reisefertig vor der Thür mit Hut und Stock. „Wo willst du denn hin?" fragte der Bauer erstaunt. „Ich muß ausziehen!" sagte der Dachs, „meine Sachen sind schon alle gepackt. Ueber Nacht ist der alte Zwergenkönig gestorben und der neue hat mir gleich die Wohnung gekündigt, nun muß ich wandern. Adieu, Bauer, und wehr dich deiner Haut, jetzt werden dir erst die Zwerge das Leben schwer machen." Damit trabte der Dachs ab, sein Ränzchen trug er auf dem Rücken, und ein Schäferhund aus dem Dorfe, den er sich als Arbeitsmann bestellt hatte, schob einen schweren Schubkarren hinterdrein, der Dachs hatte lange in der alten Wohnung gewohnt und hatte viel Hausrat. „Ach!" dachte der Bauer, „wie wird's mir nun erst ergehen. Kaum aber war er nach Hause gekommen, als ihm seine Frau mit Weinen und Schreien entgegenkam. Die Zwerge hatten seinem besten Hahne den Hals umgedreht. „Ich will versuchen,

ob ich einen fangen kann, und dann werde ich dem den Hals umdrehen!" sagte der Bauer grimmig, holte eine Mausefalle, that schönen, frischen Speck hinein und stellte sie vor ein Loch, aus dem die Zwerge immer aus- und einkrochen. Er hatte sich ihre Gänge in die Erde wohl gemerkt. Dann versteckte er sich in der Nähe und wartete. Mit einemmal hörte er einen Krach und als er genau zusah, sah er, daß ein kleines, graues Männchen mit einem Stein nach der Falle geworfen hatte, nun war der Deckel zugeschnappt, ohne daß sich etwas gefangen hatte, und der Zwerg streckte dem Bauern die Zunge aus. „Dann muß ich es anders anfangen!" dachte der Bauer, nahm die Katze und trug sie vor das Loch, sie sollte einen Zwerg greifen, sowie er die Nase aus der Erde streckte. Aber die Zwerge waren klüger, die Katze saß bis an den andern Morgen und kein Zwerg kam, und als es Mittag war, wurde sie müde vom langen Lauern und schlief ein. Da schlüpften die Zwerge aus dem Loch und banden der Katze eine Garnitur Nußschalen an den Schwanz, daß es nur so klapperte. Als sie aufwachte und das merkte, wurde sie ganz wild und wütend und sprang in die Stube, wo der Bauer gerade sein Mittagsschläfchen hielt, so daß die Leute dachten, der Teufel käme. Das hatte also auch nichts genutzt. Und am andern Morgen gab der schöne Brunnen kein Wasser mehr. Alle Tiere litten jämmerlichen Durst und die Tauben sahen ganz grau und verschmutzt aus, weil sie sich nicht mehr baden konnten. Da holte der Bauer den Brunnenmacher, der aber sprach: „Damit kann ich nichts anfangen, der Brunnen ist durch Zauberei verstopft, den bist du los, Bauer." Da weinte der Bauer jämmerlich und sagte zu seiner Frau: „Der Dachs hat mir's gleich gesagt, daß es so kommen würde, nun müssen wir auch fortziehen, denn ohne den Brunnen müssen wir hier verschmachten, und die Zwerge haben ihn mit Willen verdorben, die geben ihn nicht wieder heraus." Die Frau konnte kein Mittag kochen, weil der Brunnen kein Wasser gab, und müde und hungrig legte sich der Bauer auf die Wiese ins Gras, um zu schlafen.

Die Sonne war beinahe schon untergegangen, als er endlich aufwachte. Er rieb sich die Augen aus und besann sich, wo er wäre, da hörte er es in seiner Nähe immerfort schreien und schimpfen: „Dieb! Dieb!" Vorsichtig guckte der Bauer durch die Zweige, da sah er die Elster vom großen Fichtenbaum

drüben am Waldrande, die er recht gut kannte, weil sie ihm immer seine jungen Hühner stehlen wollte. Sie schlug mit den Flügeln und zauste etwas immer hin und her, das kläglich weinte und um Gnade bat. „Aha!" dachte der Bauer, „hat die etwa einen von dem Gesindel erwischt, dann sollte sie ihm doch den Garaus machen!" Aber ganz vergnügt wurde er in seinem Herzen, als er erkannte, daß die Elster den Zwerg mit dem roten Bart am Kragen gepackt hatte und ihn tüchtig schüttelte. „Du giebst mir sofort den Spiegel wieder, den mir deine Leute gestohlen haben, du bist jetzt der König und ich bringe euch alle um, wenn ihr mir noch ein einzigesmal etwas aus meinem Nest holt, ihr Diebsgesindel!" Der Zwergenkönig wollte erst noch streiten, er hätte den Spiegel nicht, aber damit kam er schön an. „Meinen Kindern habt ihr ihn ja fortgenommen!" rief die Elster zornig, „sie weinten, als ich nach Hause kam. Den Augenblick holst du ihn wieder!" „Was willst du nur mit dem Spiegel?" fragte der Zwerg kläglich, als sie ihn ein bißchen losließ, „weißt du nicht, daß das ein Zauberspiegel ist! jedes lebende Wesen, das sich darin erblickt, wird sofort zu Stein und kann nie wieder erlöst werden." „Das ist mir ganz einerlei!" sagte die Elster, „ich will mich auch nicht darin spiegeln, aber ich habe mir das blanke Ding selber aus dem Königsschloß geholt und zwar mit Gefahr meines Lebens, denn die Schloßkatze kam und hat mir meinen halben Schwanz ausgerissen, mit genauer Not kam ich noch davon. Sieh mal her, wie ich hinten aussehe!" Damit präsentierte sie dem Zwerg ihre Kehrseite, die allerdings sehr struppig war. „Nun, wenn du den Spiegel allein gestohlen hast, kann ich ihn auch behalten!" sagte der Zwerg noch ganz frech, aber ehe er sich's versah, hatte ihn die Elster wieder am Kragen und schüttelte ihn, daß ihm Hören und Sehen verging und er versprach, er wollte auch alles thun, was sie verlangte. Sie machten beide miteinander aus, sie wollten den Spiegel zusammen aus dem Zwergenschloß holen, denn die Elster traute ihm nicht, sie hielt ihn immer am Röckchen fest, damit er ihr ja nicht etwa entwische. „Erst gieb mir aber einen Schluck Wasser," bat die Elster, „ich bin schon ganz verdurstet, denn seitdem ihr dem Bauern den Brunnen zugemacht habt, leidet die ganze Gegend Not." „Wir leiden keine Not!" sagte der Zwerg pfiffig. „Ich habe in die Brun-

nenröhre einen Zauberstöpsel eingeschlagen, den keine Macht der Erde herausbringen kann, aber um Mittag, wenn es so heiß ist, und der Bauer schläft, klopfe ich mit diesem Ring einmal an den Brunnen, dann fliegt der Stöpsel heraus und wir trinken uns alle an dem köstlichen Wasser satt, und klopfe ich dann mit dem Ring zweimal, so fliegt der Stöpsel wieder hinein und der Bauer hat das Nachsehen." Die Elster lachte. „Es kann ihm eigentlich gar nichts schaden, ich gönne ihm auch einen Schabernack; warum ist er auch so geizig und wirft gleich immer mit Steinen nach mir, wenn ich für meine Kinder zu Mittag einmal ein kleines Hühnchen von seinem Hofe holen will? Nun hole mir aber den Spiegel, ich habe nicht länger Zeit." „Nimm dich in acht mit dem Spiegel!" warnte der Zwerg noch einmal, „blickst du ein einziges Mal hinein, so wirst du und alle, die mit dir verwandt sind, für immer zu Stein." Dann schlüpften sie beide unter die Erde, und nach kurzer Zeit kam der Vogel wieder heraus, er trug etwas Blankes in seinem Schnabel und flog damit nach seinem Nest. „Jetzt habe ich aber gewonnen Spiel," dachte der Bauer, und sowie die Elster wieder fortgeflogen war, kletterte er auf die Fichte und fand richtig im Elsternest einen kleinen, blitzblanken Metallspiegel, nicht größer als ein Thalerstück; der hatte der Elster im Königsschloß in die Augen geleuchtet, darum hatte sie ihn gestohlen. Der Bauer verbarg ihn sorgfältig in seinem Schnupftuch und um Mittag legte er sich auf dem Hof auf die Lauer. Es dauerte auch nicht lange, so kam der Zwergenkönig an, er klopfte mit seinem Ring an den Brunnen, da flog ein kleiner, eisener Bolzen zur Erde und das Wasser strömte nur so heraus. Der Zwerg trank, daß es nur so schmatzte, und eben wollte er die andern rufen, da trat der Bauer ganz leise von hinten heran und hielt ihm den Metallspiegel vor das Gesicht, und in demselben Augenblick wurde der böse Zwerg zu Stein, so wie er da saß, mit seinem roten Bart und seiner Zipfelmütze. Ganz schwer war er geworden, und der Bauer hatte ordentlich an ihm zu heben. Er stellte ihn neben seinem Brunnen auf, da steht er noch und muß zusehen, wie alle Menschen und Tiere Wasser trinken, und wenn die Tauben baden kommen, so lachen sie ihn aus und spritzen ihm Wasser in den Bart. Dann nahm der Bauer einen Spaten und grub das Feld auf, wo


Fritz Bergen 95

die Zwerge so lange gewohnt hatten. Da war das ganze Volk in einem Augenblick zu Stein geworden, grade, wie sie eben beschäftigt gewesen waren. Einer lag lang an der Erde und rauchte ein Pfeifchen, zwei neckten sich, einer trug einen Spaten und der andre eine große Kiepe auf dem Rücken, und so waren sie und so blieben sie auch. Und weil sie possierlich anzusehen waren, nahm sie der Bauer und verkaufte sie für schweres Geld, die reichen Leute stellten sie in ihren Gärten auf und um den Springbrunnen herum. Und wenn du da einmal einen stehen siehst, so kannst du gewiß denken, daß es einer von der Gesellschaft ist, von der ich dir diese Geschichte erzählt habe.

Der bezauberte Ritter.

Es war einmal ein alter Schäfer, der hütete alle Tage seine Schafherde draußen auf dem Felde. Er war ein armer Mann, der sich sein Brot verdienen mußte, seine Frau war ihm schon lange gestorben, aber zu Hause hatte er eine wunderschöne Tochter, die ihm sein ganzes Haus besorgte und die ein sehr braves und gutes Mädchen war, so daß sie der Vater liebte, wie seinen Augapfel. Neben dem Felde, auf das der alte Schäfer immer seine Herde trieb, war ein großer, tiefer Teich mit klarem Wasser, aus dem die Schafe des Morgens und Abends tranken, und niemals war ihnen dort etwas Böses geschehen. Gewöhnlich strickte der Alte, manchmal rauchte er aber auch ein Pfeifchen, und eines Tages sah er am Ufer des Teiches in der Sonne einen großen Baumstamm liegen, den er dort sonst noch niemals gesehen hatte. „Ei!" dachte er, „das kommt mir zu paß, nun habe ich gleich einen bequemen Sitz, auf dem ich meine Pfeife in Frieden rauchen kann." Gedacht, gethan! er setzte sich auf den Baumstamm, zündete die Pfeife an und legte den brennenden Zunder neben sich auf den Sitz. Da fing der Baumstamm an, sich zu regen und zu bewegen, und wie der erschrockene Schäfer genau zusah, war es ein fürchterlicher, schrecklicher Drache, der am Rande des Teiches

kannst, hier an den Teich und sage mir das, denn wenn die Uhr schlägt, bin ich erlöst." „Wenn's weiter nichts ist," sprach der Junge, „das ist nichts Schlimmes, das will ich dir gern ausrichten." „Aber treibe zuvor deine Schafe nach Hause, du wirst nicht schnell wieder kommen," rief ihm der Drache noch nach, dann schoß er in den Teich, daß ihm das Wasser über dem roten Kamm zusammenschlug, und war verschwunden.

Der Junge trieb seine Schafe in das Dorf und machte sich sogleich auf den Weg. Er ging in den großen Wald hinein, immer tiefer und tiefer, endlich stand er vor einem hübschen, kleinen Hause mit grünen Fensterläden; ein schöner Rosenstock stand am Fenster, der eine Menge Knospen trug, aber keine einzige Blüte. Die Hausthüre war verschlossen und der Junge mußte lange klopfen. Endlich guckte eine kleine Frau zum Fenster heraus. Sie war ganz alt und ganz gelb im Gesicht und hatte ein lange, spitze Nase. „Was willst du?" fragte sie. „Ich soll fragen, welche Stunde die Uhr geschlagen hat," sagte der Junge ganz dreist. Da lachte die Alte spöttisch auf. „Die Uhr schlägt gar nicht, die ist entzwei." „So muß man sie heil machen!" sagte der Junge. „Wenn du das kannst, soll es mich freuen!" meinte die alte Frau, „komm in die Stube, ich will dir die Uhr zeigen." Sie gingen beide miteinander in die Stube, da sah es sehr nett und sauber aus, alles war aufgeräumt und blank. Am Fenster, an dem der schöne Rosenstock stand, den der Junge schon von draußen gesehen hatte, hing ein kleiner, blanker Spiegel, an der Wand stand eine große, schöne Uhr, in einem polierten Gehäuse, auf der ein goldener Hahn saß. „Sie muß gleich schlagen," sagte der Junge und drehte den Zeiger auf zwölf. Aber sie schlug nicht, sie schnurrte nur ein bißchen und der Hahn obenauf rührte wohl die Flügel und machte den Schnabel auf, aber er konnte auch keinen Ton herausbringen und alles blieb still. Da nahm der Junge die Uhr auseinander und sah, daß inwendig ein Bolzen fehlte. „Das ist eine Kleinigkeit," sagte er zu der alten Frau, „gieb mir ein Stückchen Holz, davon werde ich den Bolzen schneiden, dann wird die Uhr sofort schlagen." Die Alte holte auch gleich Holz aus der Küche, und der Junge schnitt den Bolzen, sowie er ihn aber in das Uhrloch steckte, zerbrach der Bolzen in tausend kleine Stücke. „Das Holz ist zu weich!" sagte der Junge ärgerlich, „ich werde mir selber etwas aus-

suchen!" ging in die Küche und nahm das härteste Buchenholz, das er finden konnte. Aber es ging ihm wie das erstemal, brachte er den Bolzen an die Uhr, so zerfiel das Holz sofort zu Pulver. „Das muß ein ganz apartes Holz sein!" sagte er endlich. „Ich will dir etwas sagen," meinte die Alte, die ihm zugesehen hatte, „du gefällst mir und ich brauche einen Knecht. Bleibe hier und thu mir meine Arbeit, daneben kannst du sehen, ob du die Uhr heil machst, der Wald ist groß und es sind viele Bäume darin, vielleicht findest du den richtigen, du kannst sie alle probieren." Der Junge sah wohl, daß die alte Frau über ihn lachte, er dachte aber: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten! und wer weiß, ob ich nicht doch noch dem alten Weib einen Streich spielen kann." So blieb er bei ihr und wurde ihr Diener, er bekam gutes Essen und hatte keine schwere Arbeit, meistens mußte er das Haus putzen und kehren, aber niemals durfte er den Rosenstock vor dem Fenster begießen, das that die Alte immer selbst. Jedesmal aber, wenn er Zeit hatte, ging er in den Wald und schnitt von jedem Baum einen Span ab, um ihn in die Uhr zu stecken, aber jedesmal zerfiel auch der neue Bolzen in Stücke. So vergingen drei Jahre, und eine ganze Meile lang hatte er den Wald schon abgesucht, aber es war alles vergebens. Die Alte saß immer am Fenster, wenn er fortgewesen war, und guckte in den kleinen, blanken Spiegel, und einmal sah er, wie er von weither wieder ein Stück Holz mitgebracht hatte und es wieder fortwerfen mußte, daß eine schöne Knospe an dem Rosenstock am Fenster verwelkte und abfiel. Da brachte er den andern Tag ein neues Stück Holz und sah nach dem Rosenstock, und wieder fiel eine Knospe ab. Da paßte er die Zeit ab, wie die Alte einmal hinausgegangen war, setzte sich auf den Fensterplatz und sah in den kleinen, blanken Spiegel; da sah er auf dem Grunde des großen Teiches den scheußlichen Drachen liegen, der noch immer nicht erlöst war, und nun wußte er auch, hier war die Hexe, die ihn verzaubert hielt. Als er das eben dachte, kam die alte Frau wieder hinein und schalt und schimpfte, als sie den Jungen auf ihrem Platz sitzen sah. „Ich habe bloß den Rosenstock einmal genau besehen," sagte der, „das ist doch wunderlich, daß er nur immer Knospen treibt und nicht einmal blüht." „Das geht dich gar nichts an!" schrie die Alte, „ob der Rosenstrauch blüht oder nicht; du

darfst nicht auf meinem Platz sitzen, mach, daß du fortkommst!" „Ich werde den Rosenstock abschneiden!" sagte der Junge und zog sein Messer hervor, „dann grünt er aus der Wurzel neu auf und wird schon blühen." „Untersteh dich!" sagte die Alte und fuhr auf ihn zu, „ich kratze dir die Augen aus, wenn du meinen Rosenstock anrührst; ich will dich überhaupt nicht mehr im Hause haben, hier hast du deinen Lohn und du sollst dich nie wieder bei mir sehen lassen!" „Meinetwegen!" sagte der Junge, „mir liegt auch nichts an dem Dienst hier!" steckte sein Geld ein und machte sich zur Wanderschaft fertig, die Uhr hatte er nicht heil machen können. „Aber einen Verdruß will ich der Alten doch anthun!" dachte er in seinem Herzen, und als sie einen Augenblick aus der Stube gegangen war, schlich er sich heimlich hinein und schnitt den Rosenstock mit seinem Messer bis auf die Wurzel ab. Da blühte aus dem Stumpf eine wunderschöne rote Rose auf, die durch das ganze Zimmer duftete, und wie der Junge den abgeschnittenen Stamm noch so in der Hand hielt, dachte er auf einmal: „Der paßte gerade als Bolzen in die Uhr, ich will doch noch einmal versuchen." Und kaum hatte er den Rosenstamm hineingesteckt, da fing die Uhr an zu ticken und an zu schlagen, zwölfmal hintereinander, und der goldene Hahn auf der Uhr schlug vor Vergnügen mit den Flügeln und krähte laut. Da sprang die Stubenthür auf und herein trat ein schöner Ritter in einem Panzer von lauter blanken Schuppen, und auf seinem goldenen Helm trug er einen feuerroten Kamm. „Du hast mich erlöst!" sagte er zu dem Jungen, „ich war der Drache, der unten im Teich lag, und hier wohnte die Hexe, die mich gefangen hielt. Aber nun soll sie daran glauben." Er suchte und fand auch bald die Alte, die sich versteckt hatte, und nun wurde sie gebunden und in den großen Teich geworfen, in dem sie elendiglich ertrinken mußte. Der Ritter aber schenkte dem Jungen eine ganze Tonne Gold, und der Junge heiratete des Schäfers Tochter, die er vor dem Drachen bewahrt hatte. Er kaufte sich einen schönen Bauerhof und lebte mit seiner Frau glücklich und zufrieden. Der alte Schäfer aber hat sich von der Zeit ab immer sehr in acht genommen und niemals wieder auf dem Felde eine Pfeife geraucht.



Hühnermärchen.

In einer dunklen Ecke des großen Hühnerstalles saß die schwarz und weiß gesprenkelte Henne und brütete. Ganz still und ganz fleißig. In einem hübschen Nest von Stroh saß sie, fünfzehn frische, weiße Eier hatte die Hausfrau ihr untergelegt, und alle Tage sah die Glucke nach, ob sich noch nichts in den Schalen regte, aber die Eier blieben hart und glatt. Die Glucke schüttelte den Kopf und setzte sich immer wieder hin. Eigentlich war es recht langweilig. Da saß sie nun und zählte die Spinnweben an der Decke, schlafen konnte sie auch nicht immer, nur alle Tage einmal kam der Hahn auf Besuch und erkundigte sich, wie weit die Sache vorgeschritten sei und ob noch nicht bald kleine Kücken da wären. Er stand dann eine Viertelstunde an dem Nest und zog ganz tiefsinnig das eine Bein in die Höhe, aber nutzen konnte er auch nichts und so ging er immer wieder fort. Einmal kam auch die Hauskatze. Das nahm aber die Frau Glucke übel: „Was hat die Katze sich um mich und meine Kinder zu bekümmern? Wir gehn sie doch gar nichts an!“ rief sie zornig, und mit gesträubten Federn- und Schnabelhieben fuhr sie auf die Katze los, daß diese schleunigst das Weite suchte. Sie kam niemals wieder. Aber an einem schönen Maitage regte es sich unter der Glucke in dem warmen Strohnest. „Piek!“ sagte es, das war die Eierschale, die zerbrach, und aus der Schale kam ein kleines Hühnchen, ganz gelb, mit einem kleinen, braunen Streif über dem Rücken und blanken, schwarzen Augen, die wie kleine Perlen aussahen. Das kroch gleich der Mutter Glucke wieder unter die Flügel, sonst hätte es gefroren. Aber dann zerbrach eine Eierschale nach der andern,

und aus jeder kam ein kleines Hühnchen, bis sie alle fünfzehn da waren. Das war eine Freude! „Nun kommt!“ sagte die Mama, „jetzt sollt ihr die Welt kennen lernen.“ Sie ging vorauf und die Kückelchen alle hinterdrein, über die Schwelle des dunklen Stalles auf den großen, hübschen Hof, auf den warm die Sonne schien. Auch alle Sträucher waren grün, denn es war Sommer. Herr Gott! War die Welt schön! Alle Tiere auf dem ganzen großen Hof kamen herbeigerannt, um die neuen, kleinen Hühnchen zu sehen, der Hahn schurrte vor Freude mit den Flügeln auf der Erde und der Storch klapperte vom Scheundach herunter: „Sie sind da! Sie sind da!“ Und dann legte er den Kopf mit dem langen Hals weit hinten auf den Rücken, so konnte er sie am allerbesten betrachten. Die Glucke stand ganz stolz bei ihren Kindern und sagte: „Alles meine! Kein einziges Ei war schlecht! Lauter gelbe Hühnchen und kein schwarzes darunter. Und so grade sind sie alle gewachsen und jedes hat seine richtigen Beinchen!“ „Laß mal sehn!“ sagte der große Puthahn kollernd, „ja, diese sind wirklich hübsch. Sonst — mitunter sind auch die Eltern sehr eitel auf ihre Kinder. Neulich suchte ich mir einmal mein Nachtquartier in der großen, alten Kastanie, ihr wißt doch, die neben der Kirche steht.“ „Das sollst du ja nicht,“ sagte der Hahn, „du sollst ja des Abends hübsch artig in den Stall kommen, wie wir alle es immer thun.“ „Es paßte mir aber nicht!“ antwortete der Puthahn grob und kollerte, er nahm leicht etwas übel und dann konnte er sehr böse werden. „Das war sehr unartig von dir!“ riefen alle Hühner ringsum, „wenn du nicht ruhig und ordentlich zu Bett gehst.“ Der Puthahn sah sich schon ganz erbost um, aber die Glucke sagte: „Ihm ist nicht zu helfen, er ist groß und alt genug, wenn ihn draußen des Nachts einmal der Fuchs holt, so ist es seine Schuld, es ist ihm oft genug gesagt. Nun erzähle nur weiter, Puthahn, was hast du denn in der Kastanie erlebt?“ „Ja so,“ sagte der Puthahn, „neben dem großen Zweig, auf dem ich saß, war im Astloch das Nest der alten Eule, die manchmal des Abends spät noch auf den Hof kommt und nach Mäusen sucht.“ „Wir kennen sie!“ riefen die Hühner, „es ist eine gute alte Frau, die uns und unsern Kindern nie etwas thut; sie ist viel besser als die schändliche Krähe, der Räuber, der stets unsre Kücken stehlen und fressen will.“ „Hu! Die Krähe!“ sagte die


Fritz Bergen

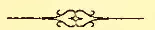
Glucke besorgt und sah sich um, ob ihre Kinder auch noch alle da wären. „Nun denkt euch," erzählte der Puthahn weiter, „die Eule hat jetzt auch Kinder und als ich am frühen Morgen ausgeschlafen hatte, ließ sie mich in ihr Nest gucken, um mir ihre Kleinen zu zeigen. Sie fand sie wunderhübsch, und wie sahen sie aus! Ganz garstige krumme Schnäbel und solche häßliche blöde Augen, mäusegrau waren sie, und dann sagt die Mutter noch, sie sind hübsch!" Und der Puthahn schlug ein Rad mit seinem Schwanz und wollte sich tot lachen. „Das verstehst du nicht!" sagte die Glucke, „eine Mutter hat ihre Kinder immer lieb, und wenn sie artig sind und der Mutter gehorchen, dann sind sie auch hübsch, sie mögen aussehen, wie sie wollen, und alle Leute mögen sie gern. Nur die unartigen mag keiner leiden!" Dabei sah sie den Puthahn so an, daß der sich sein Teil dabei denken konnte. „Du hast ganz recht!" sagte der Vater Hahn, „es ist ein altes Sprichwort: „Schönheit vergeht, aber Tugend besteht!" freilich, die Puten sind immer eine dumme Gesellschaft. Nun kommt, Kinder, wir wollen Frühstück essen!" Der Puthahn kollerte beleidigt hinterher, aber sie kehrten sich nicht mehr an ihn, sie gingen an der Hundehütte vorbei, in der der alte, gute Bello lag, der wedelte mit dem Schwanz, als er die Gesellschaft sah, und knurrte freundlich der Glucke zu: „Das hast du aber einmal brav gemacht." Dann gingen sie vor das Scheunenthor, da waren eine Menge Körnchen zu finden, und der Vater Hahn hatte einen großen Regenwurm gefangen, den verteilte er, jedes Kückelchen ein Stückelchen, das war der Braten. Dann besahen sie alle die hübschen, weißen Tauben, die sich am Brunnen wuschen, bis sie ganz fein aussahen, und die Tauben gurrten freundlich und nickten ihnen zu. Es war wundervoll draußen, viel, viel schöner als in der alten, engen Eierschale. „Nun wollen wir alle schlafen, ihr seid müde!" sagte die Glucke, und setzte sich in den warmen Sand, dicht neben die Hundehütte, denn der Bello war ihr guter Freund, der niemals die Hühner jagte, sondern stets manierlich war. Darum mochten ihn auch alle Tiere auf dem Hof leiden. Sie breitete die Flügel aus, und die Kücken krochen alle unter, und beim Einschlafen dachten sie: „In der Welt ist es schön, aber bei der Mutter ist es doch am allerbesten." Die Glucke schlief auch, aber sie hatte einen bösen Traum. Sie träumte, die alte, abscheuliche

Krähe, von der die Hühner vorhin gesprochen hatten, wäre da und wollte ihre Kinder stehlen. Erschrocken machte sie die Augen auf und wahrhaftig! Da saß die Krähe schon vor der Hundehütte und unterhandelte mit Bello, der sie nicht vorbeilassen wollte. Sie hatte von dem alten, hohen Birnbaum, auf dem sie immer saß und rundum guckte, gleich die kleinen Hühnchen gesehen und hatte Appetit bekommen. „Höre, Bello," sagte die Krähe, „du könntest mir wirklich eins lassen. Die Glucke hat fünfzehn, ich habe sie vorhin gezählt, wenn sie eins weniger hat, das merkt sie gar nicht." Die Glucke hörte das, sie drückte all ihre Kinder fest an sich, nicht eins wollte sie hergeben, und sie horchte mit großer Angst, was Bello wohl sagen würde. Der knurrte aber die Krähe gewaltig an: „Meinst du, daß darum die gute Hühnermutter so fleißig gebrütet hat, daß du nachher die Kücken stehlen kannst? Geh aufs Feld und fang dir Mäuse!" „Ach! Bello," sagte die Krähe ganz kläglich, „sieh mal, du mußt auch nicht so hart sein! Das Feld ist grau und die Mäuse sind grau, meine Augen sind schon schwach, ich kann die Mäuse gar nicht mehr recht genau sehen." Das log die Krähe, wie sie da war, sie konnte sehr gut sehen, aber sie war zu bequem, um Mäuse zu fangen, die sich immer versteckten, wenn sie auf den Acker kam. „Laß mir ein Hühnchen, guter Hund!" schmeichelte sie und wollte heimlich an Bello vorbei. Der aber fuhr auf sie zu, daß sie nur so in die Höhe flog, eine Schwanzfeder hatte er ihr ausgerissen, und scheltend und grimmig flog sie wieder auf ihren Birnbaum. „Das werde ich dir gedenken!" schrie sie ihm von oben herab zu. Bello lachte. „Die kommt vorläufig nicht wieder!" meinte er und besah die Schwanzfeder, die er ihr ausgerissen hatte. „Ich bedanke mich auch tausendmal, guter Bello," sagte die Glucke vergnügt. Da kam der Hahn. „Kinder, habt ihr aber lange geschlafen!" rief er, „ich habe schon immerzu gekräht; es giebt ein Gewitter, seht doch nur!" Und richtig! der ganze Himmel stand voller schwarzer Wolken. „Rasch nach Hause!" schrie der Vater Hahn, aber es war schon zu spät, der Regen brach in dicken Tropfen herunter, und damit nur die Kinder nicht alle ertrinken sollten, krochen sie in die Hundehütte zu Bello, der auch ganz freundlich Platz machte. Stundenlang regnete es. Als es endlich aufhörte, war der schöne Hof ganz naß und schmutzig und die Glucke sagte: „Kommt

nach Hause, wir wollen in unsern warmen Stall gehen, heute ist es doch nichts mehr." Da machten sie sich auf, aber das war ein schlechtes Wandern. Ueberall Wasser, die Glucke fand nur einen ganz schmalen Steig, auf dem einer hinter dem andern gehen mußte; zwei kleine, wilde Hähnchen aber kamen vom Wege ab und fielen ins Wasser. Sie dachten schon, sie müßten ertrinken, und fingen in aller Angst an zu flattern, sie flogen auf ein Brettchen, das mitten in einer großen Pfütze schwamm. „Jetzt sind wir zu Schiff!" riefen sie, als der Wind das Brettchen weiter trieb, „adieu, Vater und Mutter, jetzt geht es nach Amerika!" Ein bißchen bange wurde es ihnen doch ums Herz, als das Brett immer lustig fortschwamm; aber sie wollten tapfer sein und es sich nicht merken lassen, und als das Brett ans Land trieb, war es gerade vor der Hühnerstallthüre. „Juchhe!" riefen die Hähnchen, als sie wieder festen Boden unter den Füßen hatten, und fielen der Mutter um den Hals, der Vater aber fragte: „Wie war es denn in Amerika?" „Nun kommt alle zu Bett," sagte die Glucke, „morgen ist auch noch ein Tag!" Das thaten sie auch und schliefen sehr schön, die beiden kleinen Hähnchen vergaßen aber im ganzen Leben nicht, daß sie einmal Wasser gefahren waren, und erzählen noch immer von ihrer Seereise.



Die Schwäne.



Es war einmal ein kleines Mädchen, dem waren Vater und Mutter gestorben. Als es nun so saß und bitterlich weinte, weil es gar nicht wußte, wo es hin sollte, trat eine schöne Frau zu ihm und sprach: „Weine nicht, ich will dich mit mir nehmen in mein Haus, da sollst du es gut haben, und du kannst bei mir bleiben, solange es dir gefällt." Da wischte sich das Mädchen die Thränen aus den Augen und sah die Frau an, und

weil sie ihr sehr gefiel, dachte es: „Dann kann ich ja auch mitgehen, die Frau hat ein so gutes Gesicht, sie thut mir gewiß nichts zuleide.“ Da nahm die Frau die kleine Else an der Hand, und beide wanderten einen ganzen Tag und noch einen Tag, und am dritten Tag waren sie in einem großen, dichten Walde. Mitten im Walde aber lag ein großer, schöner See, an dem viele Blumen blühten und eine Menge Pilze standen, und nicht weit davon stand auch das hübsche, kleine Haus der schönen Frau, in dem sie ganz allein wohnte. Das Mädchen hatte es sehr gut bei ihr, sie mußte die Hausarbeit verrichten, aber die war nicht schwer, es gefiel ihr im Walde, und es dauerte auch nicht lange, so hatte sie die gute Frau, die sich ihrer angenommen hatte, von Herzen lieb. Aber da that ihr es erst recht leid, daß die Frau, die doch ein so schönes, gutes Gesicht hatte, immer so sehr traurig aussah und manchmal bitterlich weinte; wenn sie aber bemerkte, daß Else auf ihren Kummer achtete, wischte sie sich schnell die Thränen ab und wurde wieder ganz freundlich. Alle Zeit aber, wenn der Vollmond schien, ging sie um Mitternacht heimlich und allein an den See, da durfte sie Else niemals begleiten, und wenn sie dann wieder kam, war sie noch verweinter und trauriger, als zuvor.

So verging die Zeit, und das kleine, verwaiste Mädchen war eine herrliche, wunderhübsche Jungfrau geworden, der alle Tiere im Walde gut waren. Es war wieder Vollmondszeit, und schon wollte der Mond aufgehen, als die Else noch spät am Abend an den See ging, um einen Krug Wasser zu holen. Die Blumen nickten ihr alle freundlich zu, vor seiner Hausthür aber stand der kleine Pilzbauer, die Arme in die Seite gestemmt, und räsonnierte fürchterlich. „Guten Abend, Pilzbauer,“ sagte das Mädchen, „wer hat dir denn etwas gethan, daß du so schimpfst?“ „Das Eichhörnchen hat eine schwere Nuß von oben auf meinen Pilz geworfen, daß sie mir das ganze Dach entzweigeschlagen hat, wie soll ich das wieder heil machen? Sieh nur einmal!“ Und er zeigte auf sein schönes braunes Pilzdach, das ein großes Loch an der Seite hatte. „Das ist unrecht von dem Eichhörnchen!“ sagte das Mädchen und guckte nach oben in die Wipfel der Bäume, wo wohl der Uebelthäter zu finden sei. Der saß aber ganz vergnügt auf der höchsten Buche, aß Nüsse zum Abendbrot und warf die Schalen durch den ganzen Wald; es war ihm ganz egal, ob sie andren Leuten in

die Fenster flogen oder nicht. Mit einemmal ging ein leises Klingen und Rauschen durch den Wald, das sich ganz wunderhübsch anhörte; das Mädchen stand wie gebannt und konnte keinen Fuß vor den andern setzen. Das Eichhörnchen warf alle Nüsse, die es noch hatte, fort und kletterte eilig den Stamm herunter. „Sie kommen!" rief es. „Wer kommt?" fragte das Mädchen. „Ist es der Wind in den Bäumen, der so rauscht und der solche wunderschöne Musik macht?" „Nein!" sagte der Pilzbauer und stellte sich auf die Zehen, um besser sehen zu können, „das sind die Schwäne; sie kommen in jeder Vollmondnacht und singen, daß sich einem das Herz im Leibe umdreht vor Wehmut. „Immer näher kam der köstliche Gesang, dann schwebte es wie weiße Schleier durch die dichten, dunklen Bäume, ein leises Plätschern ertönte im Wasser, und nun schwammen auf dem stillen, mondbeglänzten See zwölf stolze, königliche Schwäne. Die schöne Frau aber stand am Ufer, sie rief und lockte, einer der Schwäne schwamm zu ihr hin und legte den schlanken Hals in ihren Arm. Sie streichelte und küßte ihn und ihre Thränen flossen auf seine silberweißen Federn. „Nun kommen wir nur noch einmal, Schwesterchen," sagte der Schwan, „und dann muß ich Abschied von dir nehmen. Ich hörte neulich, daß der alte Zauberer eine große Reise nach einem weiten, fremden Lande mit uns machen will, sein goldener Wagen ist schon herausgeholt und blank geputzt, dann werden wir alle zwölfe vorgespannt und dann geht's in die Ferne. Wer weiß, ob einer von uns zwölfen wiederkommt!" „Ach, Bruder," sagte die schöne Frau, „kann euch denn niemand erlösen?" „Nur der, der uns unsre Kronen wiederbringt," antwortete der Schwan traurig, „aber die hat der alte Zauberer, und wo er sie versteckt hat, weiß niemand. Wir sind alle zwölf Königssöhne, und der Alte hat uns die goldenen Kronen, die wir von Rechts wegen tragen müßten, gestohlen; findet ein Mensch die Kronen und bringt sie uns, daß wir sie wieder aufsetzen können, so sind wir erlöst. Aber es haben schon viele danach gesucht und keiner hat sie finden können. So kann uns keiner helfen. Dem Alten ist es schon verdrießlich genug, daß er uns jede Vollmondsnacht hierher fliegen lassen muß, aber das durfte er uns nicht verwehren, solange wir hier waren; er muß es durchaus nicht mehr wollen, darum zieht er mit uns fort."

Die schöne Frau streichelte und liebkoste den Schwan. Nach einer Weile fragte er wieder: „Sag, Schwesterchen, was ist das für ein schönes Mädchen, die jetzt immer in deinem Hause ist?" „Das ist ein armes Waisenkind," sagte die Frau, „ich habe sie angenommen, weil sie nicht Vater noch Mutter mehr hat. Aber sie ist gut und fleißig, und sie soll bei mir bleiben, so lange wie ich lebe, denn, wenn du in die Ferne gezogen bist, habe ich ja keinen Menschen mehr."

Das Mädchen stand hinter einem Baum versteckt und hörte alles an, was die Geschwister miteinander sprachen; sie freute sich sehr, daß sie so gelobt wurde, und dachte unablässig: „Ach! Wenn ich ihnen nur helfen könnte, wenn ich doch nur die Kronen fände!"

Als der Vollmond unterging und der kühle Morgenwind durch den Wald strich, sagte der Schwan: „Adieu, Schwesterlein, nun müssen wir fort. Nun nur noch einmal und dann nie mehr!" Da tönte ein Rauschen und Flattern, die zwölf Schwäne erhoben sich vom Wasser und flogen durch den Wald, bald waren sie hinter den Wipfeln verschwunden, die Schwester aber weinte um den verzauberten Bruder die bittersten Thränen, und es konnte ihn doch niemand erlösen. Die Else aber ging am andern Tage wieder in den Wald und klopfte an des Pilzbauern Hausthür. Der lag und schlief, er hatte sich den Vormittag über gequält und sein Dach heil gemacht, das ihm das Eichhörnchen gestern mit einer Nuß entzwei geworfen hatte. Endlich wachte er aber auf, und wie er die Else sah, wurde er auch gleich freundlich, denn die konnte er so sehr gut leiden. „Pilzbauer," fragte das Mädchen, „hast du gehört, was der Schwan gestern sagte?" „Ja," sagte der kleine Mann und schob sein Hütchen auf das eine Ohr, „das ist eine alte Geschichte. Das weiß ich schon ganz lange. Die zwölf Schwäne sind zwölf Königssöhne, die hat ein boshafter alter Zauberer verwandelt und er hat Macht über sie, daß sie ihm in allen Dingen gehorchen müssen. Nur in der Vollmondsnacht muß er sie hierherfliegen lassen, aber dann begleitet er sie, er verwandelt sich in eine kleine, graue Eule und fliegt zu dem alten Uhu, der in dem großen, hohlen Baum dort wohnt, auf Besuch. Bei dem bleibt er die Nacht und dann fliegt er mit den Schwänen zurück und hat wieder Gewalt über sie.

Bis jemand die zwölf Kronen findet, die ihnen gehören, dann werden die zwölf Schwäne wieder Königssöhne." Die Else dachte eine Weile nach, dann sagte sie: „Du hast doch gehört, daß der Alte mit den Schwänen ganz fortziehen will, mag er dann die zwölf Kronen mitnehmen?" „Das glaube ich nicht!" rief der Pilzbauer schnell, „denn, wenn die Schwäne das merkten, fielen sie alle über ihn her und schlügen ihn mit ihren Flügeln tot, er wird sich hüten!" Das Eichhörnchen hüpfte, derweilen die beiden so sprachen, immer von einem Ast auf den andern und machte so halsbrecherische Sprünge, daß dem Mädchen grün und gelb vor den Augen wurde. „Sitz doch einmal still!" rief sie ihm zu, „und störe uns nicht, wir haben etwas Wichtiges miteinander zu besprechen." „Aber ich weiß etwas Neues!" rief das Eichhörnchen und wippte mit dem Schwanz, „ihr sprecht von den Schwänen, und daß die armen Königssöhne ihre Kronen nicht wieder bekommen können und darum Schwäne bleiben müssen ihr Leben lang. Aber ich weiß, wo die Kronen sind!" Und das Eichhörnchen schoß vor Vergnügen einen Purzelbaum, der war drei Ellen hoch. „Schnell! hole sie mir sofort!" rief das Mädchen. „Der Eichkatz lügt! du wirst doch dem nicht glauben?!" sagte der Pilzbauer verächtlich, wollte in sein Haus hineingehen und die Thür hinter sich zumachen. Wupp! hatte er eine Nuß auf der Nase, daß er in die Höhe sprang, so weh that es ihm. „Ich will dich lehren, mich einen Lügner zu schelten!" rief das Eichhörnchen erbost, „warte, du kriegst gleich noch mehr!" Es langte wieder in seine Tasche und wollte dem Pilzbauern die Augen aus dem Kopf werfen, aber das Mädchen rief: „Haltet Frieden, und du, Eichhörnchen, wenn ich nicht auch denken soll, daß du lügst, so erzähle sofort alles, was du weißt." „Hm!" sagte das Eichhörnchen, „für nichts ist nichts. Ich bin dir zwar sehr gut, denn, vorigen Winter, wie alles voller Schnee lag, und so ein armer Mann, wie ich, keinen Verdienst und keine Nahrung hatte, hast du mir alle Tage Nüsse auf das Fensterbrett gelegt, so daß ich immer reichlich zu essen hatte. Aber du mußt mir versprechen, daß du mir nächsten Winter wieder Nüsse geben willst." „Ja," sagte der Pilzbauer, „damit du doch gar nicht zu arbeiten brauchst, du willst bloß ein bequemes Leben haben." „Laß ihn doch nur," sagte das Mädchen, „er soll alle Winter einen Scheffel Nüsse haben,

wenn er mir nur sagen will, wo ich die Kronen finde, damit ich die armen Schwäne erlösen kann." „Als letzte Vollmondsnacht wieder die Schwäne hier waren," fing das Eichhörnchen an zu erzählen, „kam der alte Zauberer als eine kleine, graue Eule mitgeflogen und kam zu dem großen Uhu, drüben im Baum, auf Besuch. Dem geht es aber jetzt sehr schlecht, ich habe ihm mit Nußschalen alle seine Fenster entzweigeworfen, so daß er des Nachts frieren muß, das hat er um mich verdient. Er ist vorigen Sommer über mein Nest geraten und hat mir alle meine hübschen kleinen Kinder aufgefressen, der nichtsnutzige Bösewicht! Nachher hat er sich entschuldigt, er könnte bei Tage nicht gut sehen und er hätte gedacht, die Kleinen im Nest wären Mäuse gewesen und Mäuse dürfte er fressen. Er lügt, er hat's recht gut gewußt, daß das meine Kinder waren. Ich habe acht Tage lang geweint und das vergebe ich dem Uhu nie und darum thue ich ihm jeden Schabernack an, den ich auf der Welt weiß." „Da hast du recht!" sagte der Pilzbauer. „Weil nun der Uhu jetzt gar keine Fensterscheiben in seiner ganzen Wohnung hat," erzählte das Eichhörnchen weiter, „konnte ich jedes Wort verstehen, das er und der alte Zauberer zu einander sagten. Ich saß nicht weit von ihnen auf einem Zweig und warf ihnen alle Schalen, die ich finden konnte, in die Augen, sie schimpften fürchterlich, aber bei Tage können sie mich nicht greifen, die Abendsonne schien noch ganz hell, dann können sie nicht gut genug sehen, und ich bin ihnen zu flink. Und da hörte ich, daß die kleine Eule sagte: „Höre, Kamerad, ich ziehe jetzt mit meinen Schwänen weit fort, aber die zwölf Kronen kann ich nicht auf die Reise mitnehmen, die werde ich dir in Verwahrung geben." „Gieb sie nur her!" sagte der Uhu, „bei mir soll sie gewiß niemand finden, wer mir zu nahe kommt, dem hacke ich die Augen aus." Und da machten sie beide miteinander aus, wenn die Schwäne in der nächsten Vollmondsnacht zum letzten Mal kommen, dann bringt der alte Zauberer die zwölf Kronen in einem Tüchlein mit und giebt sie dem Uhu. Dann zieht er mit den Schwänen fort und dann ist alles vorbei." „Du mußt das Tüchlein mit den Kronen stehlen," sagte das Mädchen rasch. „Danke schön!" sagte das Eichhörnchen, „wenn mich der Uhu dabei erwischt, würgt er mich und frißt mich auf, gerade wie meine armen Kinder." Das Mädchen wußte keinen Rat, der Pilzbauer



aber sagte: „Jetzt kann ich helfen. In dem nächsten großen Walde, wo viele Vettern von mir wohnen, lebt eine steinalte Eule, das ist die Tante von unserm Uhu. Sie ist ganz furchtbar reich, weil sie ihr ganzes Leben lang gespart und geknausert hat, der Uhu weiß das und lauert schon lange darauf, daß er sie beerben will. Nun lassen wir ihm eine Botschaft zukommen, die Tante Eule wolle ihr Testament machen, gerade in der Vollmondsnacht, in der die Schwäne kommen; ihr sollt einmal sehen, dann fliegt er hin, das Geld läßt er nicht im Stich, und dann ist er hier aus dem Wege." „Das ist recht schön," sagte das Eichhörnchen, „aber wer soll ihm die Botschaft machen? mir glaubt er nicht." „Die Hummel!" sagte der Pilzbauer, „das ist ja der Bote durch das ganze Land und das weiß der Uhu auch. Dort fliegt sie gerade." Er rief die Hummel an, die kam mit Gebrumm angeflogen und hatte eine dicke Tasche voll Neuigkeiten um. Dann sagte er ihr, was sie thun sollte. „Mit Vergnügen!" sagte die Hummel, „dem Erzschelm spiele ich gern einen Possen, denn er frißt mir meine ganze Verwandtschaft, die Nachtschmetterlinge, auf. Werd' es richtig ausrichten und den alten Geizkragen kriegen wir die Nacht aus dem Wege."

Als nun der Vollmond wieder am Himmel emporstieg, versteckte sich das Mädchen hinter einem Baum und wartete auf die Schwäne. Der Pilzbauer stand vor seiner Hausthür, und das Eichhörnchen saß auf der Lauer in der großen Buche, die neben dem Baum stand, wo der Uhu wohnte. Da kam die Hummel eilig an, sie flog dem Uhu beinahe in die Augen, so daß der nach ihr schnappte, aber sie nahm sich hübsch vor seinem großen Schnabel in acht. „Die Tante Eule will sterben! Sie macht schon ihr Testament, du sollst gleich kommen!" rief sie ihm zu. „Kann nicht," sagte der Uhu grämlich „bin diese Nacht verhindert." „Dann bekommst du nichts!" rief die Hummel, „sie sprach so schon davon, sie wollte ihr Vermögen der jungen Schleiereule vermachen, die im Dorf im Kirchturm wohnt." Da wurde der Uhu böse, er konnte die Schleiereule nicht leiden, weil sie sich, seiner Ansicht nach, zu sehr putzte; außerdem wollte sie etwas Besseres vorstellen, wohnte im Dorfe bei den Menschen und der Wald war ihr nicht gut genug. „Da soll doch gleich!" murrte er, „die Schleiereule soll das Geld nicht haben!"

machte sich auf und flog schwerfällig zu der alten Tante. Kaum war er fort, so klang es wieder wie Musik und Gesang durch die Luft, die Schwäne kamen und die schöne Frau stand am Wasser. Sie sangen wunderschön, so schön wie noch nie, der Schwanengesang war das Abschiedslied. „Lebe wohl, lieb Schwesterlein!" sagte der Bruder und die Geschwister küßten sich. In demselben Augenblick aber flog dem Eichhörnchen, das in der Buche saß und aufpaßte, etwas dicht an der Nase vorbei, das war der alte Zauberer, der als ein kleiner, grauer Kauz dem Uhu die Kronen bringen wollte. Er hatte sie in ein Tüchlein gebunden und trug sie im Schnabel. Als er bei dem Uhu ankam, war alles leer, der Zauberer aber konnte sich nicht aufhalten, denn er hatte noch allerhand zu besorgen, er legte das Tüchlein mit den zwölf goldenen Krönlein in das Baumloch und flog wieder fort. Sofort sprang das Eichhörnchen darauf zu und warf es dem Mädchen in die aufgehaltene Schürze. Leise schlich sich Else mit dem Tüchlein hinter die schöne Frau, und als der Schwan zum letztenmal den schlanken Hals liebkosend heranbog, da drückte sie ihm ein goldenes Krönchen auf den Kopf. Sofort stand ein wunderschöner Prinz vor ihr, der seine Schwester lachend und weinend in den Armen hielt. Als die andern Schwäne das sahen, kamen sie an das Ufer geflogen, einem jeden setzte das Mädchen ein goldenes Krönchen auf, und es wurden elf Prinzen, einer immer schöner als der andere. Der alte böse Zauberer aber flog als ein kleiner, grauer Kauz in den Wald und ist niemals wieder zum Vorschein gekommen. Als der Uhu nach Hause kam, war er sehr verdrießlich, die Tante Eule hatte gar nicht ans Sterben gedacht und hatte es ihm sehr übel genommen, daß er darum gekommen war. Nun warf ihm das Eichhörnchen eine Nuß an den Kopf und lachte ihn fürchterlich aus. Der Prinz aber heiratete die Else und zog mit ihr in sein Königreich ein, alle Jahre besuchten sie die Schwester am See, und dann besuchten sie auch jedesmal den Pilzbauern und das Eichhörnchen.





Der böse Krebs.

Es war einmal ein großer Teich, der lag mitten in einem tiefen Walde. Allerhand Getier wohnte in dem Teich und sie vertrugen sich gut miteinander. Aber unter einer alten Baumwurzel hauste ein großer Krebs, der war für alle die andern Tiere ein rechter Quälgeist. Neben ihm wohnte eine Unke, die war schon ganz betrübt über ihn. Die Unke war eine alte, dicke Frau, die ganz allein lebte, alle ihre Kinder hatte der Storch aufgefressen, der jeden Sommer auch im Walde wohnte, nun war ihr immer traurig zu Mut, das kann sich wohl jeder denken. Am liebsten saß sie noch auf einem großen Stein, der am Rande des Teiches lag, und ließ sich von der Sonne bescheinen, das that ihr wohl, denn sie war schon sehr bei Jahren. Aber wenn der Krebs das sah, langte er mit seinen scharfen Scheren unter der Baumwurzel hervor und kniff die gute alte Unke, daß sie ganz erschrocken in das Wasser sprang. Einmal saß sie wieder auf dem Stein und hatte einen wunderschönen goldenen Ring, mit dem sie spielte, so daß er ordentlich in der Sonne blitzte. Der Krebs guckte aus seinem Loch hervor und sah das. „Was hast du da?“ fragte er. „Den Ring hat die Königstochter verloren, die in dem schönen Schloß wohnt, das hinter dem Walde liegt, wie sie neulich einmal hierhergekommen ist, um Wasserrosen zu pflücken. Er fiel ihr vom Finger und sie war sehr betrübt, als sie merkte, daß er fort war. Ich saß auf dem Stein und hörte es. Heute fand ich den Ring unten auf dem Grunde, nun will ich ihn so hinlegen, daß sie ihn findet, wenn sie wiederkommt.“ „Gieb mir das!“ sagte der Krebs und langte mit seinen spitzen

Scheren nach dem Kleinod. „Nein!“ rief die Unke, „er gehört der Königstochter, und die soll ihn wieder haben; was man gefunden hat, darf man nicht behalten!“ Knips! kniff der boshafte Krebs die Unke in ihr Bein, daß sie vor Schreck laut aufschrie und den Ring fallen ließ. Da griff der Krebs rasch danach und steckte ihn auf seine alte, häßliche schwarze Schere, die er nun wohlgefällig im Sonnenlicht hin und her drehte. „Ich finde, der Ring steht mir gut!“ sagte er lachend und ging in seine Wohnung, er hatte sich unter der Baumwurzel ganz nett eingerichtet. Nun saß die alte Unke allein auf dem Stein und schluchzte jämmerlich, ihr Bein that ihr weh und der Ring war fort. Alle Tiere des Waldes liefen herbei und wollten sie trösten, aber sie konnte lange vor Schluchzen kein Wort sprechen, bis zuletzt der Kiebitz, der eine scharfe Stimme hatte, dem Geheul ein Ende machte. Nun erzählte sie, was ihr geschehen war, der Krebs aber steckte unter der Baumwurzel seine scharfen Scheren weit aus seinem Loch heraus und rief: „Wer mir zu nahe kommt und mir meinen Ring wieder fortnehmen will, den kneife ich.“ „Mit dem Krebs ist es gar nicht mehr auszuhalten!“ sagte die Waldmaus unwillig, „er hat mir gestern aus reiner Bosheit mein Haus zerrissen, nun muß ich mir ein neues bauen.“ „Man müßte es dem Fischer sagen, er soll den unnützen Krebs fangen!“ meinte der Kiebitz nachdenklich. Als das der Krebs hörte, verkroch er sich schnell ganz und gar unter die Baumwurzel, denn vor dem Fischer hatte er gewaltige Angst. „Wer soll das aber thun?“ fragte die Unke betrübt, „ich weiß nicht, wo der Fischer wohnt.“ „Das weiß ich!“ rief der Kiebitz, „mein Vetter, der Storch, kennt den Fischer ganz genau, er hilft ihm manchmal im Geschäft.“ „Dann sage doch dem Storch auch gleich, er sollte kommen und die Unke fressen, sie wäre über Winter schön dick geworden!“ rief ihm der Krebs mit lautem Gelächter nach. Aber die andern Tiere schalten, als sie solche gottlosen Reden hörten, und die Waldmaus sagte: „Hochmut kommt vor dem Fall!“

Der Krebs aber war kreuzvergnügt und spielte alle Tage mit seinem schönen Ring, den der König im ganzen Lande suchen ließ. Der Kiebitz flog zu dem nächsten Sumpf und dort fand er auch gerade den Storch bei der Froschjagd. Er erzählte ihm, wie nichtsnutzig der Krebs sei und daß ihn

alle Tiere gern los sein wollten, aber er wäre zu stark für sie, deshalb müßte ihn der Fischer fangen. „Du kennst doch den Fischer, Vetter Storch?" fragte der Kiebitz. „Ei, freilich!" sagte der, „ich habe ihm soeben ein allerliebstes kleines Mädchen gebracht, das hübscheste, das ich finden konnte. Ich will sofort hinfliegen und ihm sagen, daß er den Krebs fängt." Das geschah, der Storch flog bei dem Fischer auf das Scheunendach und klapperte so lange, bis der Mann herauskam. „Was willst du schon wieder?" fragte er den Storch, „du bist ja eben erst bei uns gewesen." „Wie gefällt dir das kleine Mädchen, das ich dir mitgebracht habe?" fragte der Storch, „ist es nicht sehr niedlich? Aber nun sollst du mir auch einen Gefallen thun." „Ja!" sagte der Fischer, „das kleine Mädchen ist hübsch, aber es will auch essen, und wo soll ich etwas hernehmen?" „Möchtest du nicht einen schönen Krebs fangen und ihn auf des Königs Tafel bringen?" fragte der Storch, „ich weiß, der König ißt gern Krebse." Das gefiel dem Fischer, er ließ sich von dem Storch sagen, wo der Krebs wohnte, nahm sein bestes Netz und ging hin. Der Krebs sah ihn kommen und dachte: „Du kriegst mich noch lange nicht!" Er schnitt mit seinen scharfen Scheren das ganze Netz kurz und klein und der Fischer kam ganz betrübt nach Hause. „Hast du ihn?" fragte der Storch. „Da sieh mal," sagte der Fischer, „was er mir angerichtet hat." Und er zeigte ihm das zerrissene Netz. „Nun ist auch noch mein Netz entzwei und meine Kinder haben gar nichts zu essen. Wenn du mir oft kleine Mädchen bringst, dann mußt du auch sorgen, daß sie eine Mahlzeit haben." Das sah der Storch ein und nun flog er selber an den Teich, aber alle Tiere versteckten sich vor ihm und er konnte keins finden. Er marschierte immer um das Wasser herum, endlich sah er die alte Unke unter einem Stein ein wenig hervorgucken. „Komm heraus, Unke, fürcht' dich nicht!" rief er, „ist der Krebs zu Hause?" „Ja, er ist da!" sagte die Unke, „und trägt immer den Ring an seiner häßlichen Schere, er sagt jetzt, er wäre unser König, und kneift uns alle Tage!" „Das will ich ihm denn doch besorgen!" sagte der Storch und stellte sich auf ein Bein als Schildwache an den Teich, und wenn er müde wurde, stellte er sich auf das andre. So hatte er eine ganze Weile gestanden, da kam mit einem Mal ganz langsam eine große, schwarze Schere aus dem Wasser,

an der ein goldener Ring glänzte, der im Sonnenlicht nur so funkelte. Darauf hatte der Storch gewartet. Er packte mit seinem langen, spitzen Schnabel die Schere und zog den Krebs aus dem Wasser. Der kniff, was er konnte, und schlug wütend mit dem Schwanz, aber der Storchschnabel war viel zu hart und der Storch machte sich aus seinem ganzen Kneifen gar nichts. Er flog mit ihm auf das Haus des Fischers und warf ihn durch den Schornstein den Leuten mitten in die Stube, so daß er mit großem Gepolter mitten auf die Erde fiel. „Ach Gott!“ sagte die Fischerfrau, „der Storch bringt uns gewiß wieder ein kleines Mädchen und wir haben schon sieben!“ Als sie aber näher heran gingen und den großen Krebs mit dem goldenen Ring an der Schere sahen, freute sich der Fischer sehr, packte den Krebs in einen Korb und ging damit zum König. Da bekam er eine große Belohnung, daß er den Ring wiedergebracht hatte, und ging vergnügt nach Hause; der böse Krebs aber wurde in kochendes Wasser geworfen, so daß er ganz rot wurde, im Leben hatte er sich niemals geschämt, so mußte er es zuletzt noch thun, als er tot war. Er gab eine schöne Mahlzeit auf der königlichen Tafel und die Prinzessin aß den Schwanz. Als aber der böse Krebs fort war, lebten alle Tiere im Teich und im Walde miteinander in Frieden und Freundschaft, und jedesmal, wenn der Storch dahin kam, steckte die alte gute Unke den Kopf unter dem Stein hervor und sagte: „Ich bedank' mich auch, Herr Storch!“



Im **Schwabacher**'schen Verlage in Stuttgart sind ferner nachstehende sehr empfehlenswerte Bücher erschienen:

Was soll ich deklamieren?

Unter Mitwirkung der ersten deutschen **Bühnengrößen** gesammelte Auslese der besten Deklamationsstücke ernsten und heitern Inhalts, herausgegeben von **Elise Henle**, Verfasserin des Preislustspiels „Durch die Intendanz". Erster Band: brosch. M. 3.—, prachtvoll geb. mit Goldschnitt M. 4.50. Neue Folge: brosch. M. 3.—, prachtvoll geb. mit Goldschnitt M. 4.50. Dritter Band (Dialekt-Vorträge in allen Mundarten): brosch. M. 3.—, prachtvoll geb. mit Goldschnitt M. 4.50. Jeder Band ist ein abgeschlossenes Ganzes und einzeln käuflich.

Mehr als 200 **Künstler und Künstlerinnen**, worunter die ersten deutschen Bühnengrößen, Mitglieder aller namhaften deutschen und österreichischen Bühnen, haben zu diesem vornehmsten und anerkannt besten Deklamationswerke die wirkungsvollsten Vorträge aus ihrem Repertoire in Poesie und Prosa mit Namens-Unterschrift beigetragen. Um Verwechslungen zu vermeiden, bestelle man ausdrücklich das berühmte Werk von Henle, Verlag von Schwabacher in Stuttgart. Diesen Verlag wolle man ganz genau angeben!

Was schulden wir unsern Kindern?

Allgemeines deutsches Erziehungs-Lexikon für das Haus. Von Dr. **Hermann Abegg**. 595 Seiten groß Oktav. Geheftet M. 6.—. Sehr eleg. gebunden M. 7.50. Auch in 12 Heften à 50 Pf. successive zu beziehen.

Im Drang der Geschäfte und aus allerlei Gründen können sich viele Eltern nur wenig um die Erziehung ihrer Kinder kümmern. Sehr viele haben überhaupt keine klare Vorstellung davon, was die Erziehung zur Tüchtigkeit fürs Leben in Bezug auf körperliche Pflege, auf Bildung des Geistes und des Herzens verlangt. Das gilt namentlich von den Müttern, die oft selbst kaum erzogen in die Ehe getreten sind.

Das Erziehungs-Lexikon von **Dr. Hermann Abegg** erteilt als erstes und einziges Buch seiner Art in allen Fragen der körperlichen und geistigen Erziehung der Kinder vom frühesten Alter bis zur Selbständigkeit Auskunft und Rat — klar, anschaulich und eingehend. Es ist sozusagen die Quintessenz dessen, was bisher über Kindererziehung gelehrt und geschrieben worden ist. Von der kritischen Presse in Ausdrücken des höchsten Lobes gefeiert, wird das Werk in einer der vornehmsten deutschen Monatsschriften, Nord und Süd, als ein **Familienbuch** ersten Ranges bezeichnet, **das in keinem Hause fehlen sollte, wo Kinder zu erziehen sind.**

Martha-Dienst und Maria-Sinn.

Ein Leitstern auf dem Lebenswege für Deutschlands Töchter. Von **Bertha Mathé**. Karl Gerok gewidmet. Neue, verbesserte Auflage. Eleg. geb. mit Goldschnitt M. 3.—.

Dieses Werkchen enthält einen wahren Schatz von Ratschlägen, sowohl für den Lebensumgang als für das Hauswesen. Wir führen von den bündig gehaltenen, in herzigem Ton behandelten Themen folgende an: Ehre Vater und Mutter — Verträglichkeit unter Geschwistern — Verhältnis zu den Dienstboten — Thätigkeit im Hause — Am Nähtische — Kochkunst — Halte dich rein — Sparsamkeit u. s. w. Es hat Referenten dieses kleine „Buch der Weisheit" zu lesen inniges Vergnügen gemacht, möge es als eines der **vortrefflichsten** Geschenkbücher für Mädchen bestens empfohlen sein!"

(St. Petersb. D. Ztg.)

Mein liebstes Gebet.

Beiträge edler Männer und Frauen der Gegenwart, bestehend in Gebeten, Liedern, Dichtungen, Bibel- und Wahlsprüchen 2c. für alle Lagen des Lebens. Gesammelt und herausgegeben von **Bertha Mathé**, geb. Hüffell. 334 Seiten gr. Oktav. Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt, Widmungsblatt, Futteral 2c. M. 5.—.

Gekrönte Häupter wie Fürsten im Reiche des Geistes, weltliche und geistliche Beamte, Räte und Minister, Universitäts-Professoren und Prediger, Namen von gutem und bestem Klang, im ganzen **mehrere Hundert Persönlichkeiten**, haben in dieser edlen litterarischen Gabe mit **Namens-Unterschrift** niedergelegt, was einer jeden von ihnen aus der biblischen und geistlichen Litteratur als das „Beste, Liebste, Wertvollste" erscheint, oder einen eigenen Wahlspruch, Betrachtung, Aphorismus, Gedicht 2c. — „Im Blick auf die sinnige, reichhaltige Spende können wir nur ausrufen: komm und sieh, komm und lies!"

Staatsanzeiger für Württemberg.

☛ Die hier angezeigten Bücher sind durch **jede** Buchhandlung, sowie **direkt** von der **Schwabacher**'schen Verlagsbuchhandlung in **Stuttgart** zu beziehen. Bei Bestellung gebe man gefälligst stets den Buchtitel und den Verlag: **Schwabacher** in Stuttgart **ganz** genau an!

Schwabacher'sche Verlags-Buchhandlung in Stuttgart.

Dreißigtausend Mark

(1575 Pfund Sterling) Honorar zahlte einst der englische Verleger für die inzwischen weltberühmt gewordenen Briefe Lord Chesterfields an seinen Sohn, die unter dem Titel:

Quintessenz der Lebensweisheit u. Weltkunst

Nach Lord Chesterfields Briefen an seinen Sohn von **Dr. Karl Munding** in ausgezeichneter deutscher Bearbeitung bei **Schwabacher** in Stuttgart herausgegeben worden sind (262 Seiten gr. Oktav. Preis: brosch. M. 1.50, fein geb. M. 2.—; vornehme Geschenk-Ausgabe Preis: brosch. M. 3.60, in prächtigem Orig.-Leinenbd. mit reicher Gold- u. Farbenpressung M 5.—). Ein V a t e r schreibt seinem S o h n e Briefe der allervertraulichsten Art. Der Sohn steht im Begriff, ins praktische Leben einzutreten. Der ihn zärtlich liebende Vater möchte ihm die Wege ebnen. Ein vollendeter Welt- und Menschenkenner, der eine fast 50jährige Erfahrung hinter sich hat, spricht zu einem unerfahrenen Jüngling, um ihm diejenige Erkenntnis beizubringen, die in den Stürmen, Nöten und Bedrängnissen des Lebens wohl keinem erspart bleibt, die aber die meisten erst mit ihrem Herzblut erkaufen müssen. Schon ein Jahr nach Chesterfields Tod sind die Briefe öffentliches Gemeingut. In der ganzen gebildeten Welt spricht man von **„Chesterfields Briefen an seinen Sohn"**. (Verlag: Schwabacher, Stuttgart.)

Der Weg zum Glück

wird von allen Menschen gesucht, aber von den wenigsten gefunden. Ueber die Kunst, glücklich zu sein, sind denn auch viele Bücher geschrieben worden, und wenn man liest, mit welcher Bestimmtheit manche Verfasser versichern, daß ihre Rezepte die Leser unfehlbar glücklich machen werden, falls sie dieselben befolgen, so muß man sich baß verwundern, daß überhaupt noch unglückliche Menschen auf diesem Planeten seufzen und trauern und wehklagen. Anders **Kurt Adelfels** in seinem berühmten Werke:

Das Lexikon * * * * * des Lebensglücks.

314 Seiten gr. Oktav. Gediegen ausgestattet. Preis: brosch. M. 3.60; sehr eleg. geb. (in schönem Original-Leinenband mit reicher Goldpressung) M. 4.50. Weit entfernt, unerfüllbare Versprechungen zu machen oder sich in langatmigen, salbungsvollen Ermahnungen zu ergehen, bietet Adelfels vielmehr in gedrängter Kürze einen wahren Schatz an trefflichen, bewährten Lebensregeln und oft recht poetisch eingekleideten Winken für alle Verhältnisse, Lagen und Stimmungen, in die der Mensch kommt oder kommen kann. So dient das Buch als ein ausgezeichneter Wegweiser, „und", schreibt die (Leipziger) Illustrierte Zeitung, „wohl dem, der ihm folgt — es kann ihm nicht fehlen, den Hafen des Glücks zu erreichen."

Feine Lebensart

(savoir vivre), korrektes Benehmen nach den Regeln der guten Gesellschaft und gewandtes, weltmännisches Auftreten sind heutzutage unerläßlich für jeden, der vorwärts kommen und sein Glück machen will. Diese Eigenschaften zu erlangen ist jeder in der Lage, der sich das berühmte Neueste Universalbuch des guten Tones und der feinen Lebensart von **Kurt Adelfels**, betitelt:

Das Lexikon der feinen Sitte

anschafft. Dieses 330 Großoktav-Seiten starke Lexikon ist das einzige für die besseren Kreise berechnete Werk, das in der praktischen Form alphabetisch geordneter Artikel auf alle Fragen des gesellschaftlichen Umgangs, der feinen Lebensart, des Anstands und der guten Sitte rasch und präcis Antwort und Rat erteilt, also der Codex des vollendeten Gentleman. ☞ Geschenkbuch ersten Ranges. Brosch. M. 3.60. Sehr eleg. geb. (Original-Leinenband mit reicher Goldpressung) M. 4 50.

Um Verwechslungen zu vermeiden, bestelle man ausdrücklich das berühmte Werk von **Adelfels**, Verlag von **Schwabacher** in Stuttgart.

Jeden Roman

und jede Novelle, jeden Unterhaltungs-Schriftsteller und alle seine Erzeugnisse, die beachtenswert und in gebildeter Gesellschaft meist ein Lieblingsthema der Unterhaltung sind, dürfte bei der jährlich wachsenden Flut von Erscheinungen deutscher und ausländischer Produktion selten jemand kennen, noch weniger treffend zu beurteilen im stande sein. An einem Buche, das **jeder Erscheinung** gerecht wird, hat es seither gefehlt. In diese Lücke tritt das im Verlage von S c h w a b a c h e r in Stuttgart soeben erschienene, ungemein interessante und reichhaltige Werk:

Litterarisches * * * * * Konversations-Lexikon

für jedermann v. **Dr. E. Mensch.** Der schmucke Band will sein und ist ein praktisches Hand- und Nachschlagebuch zur schnellen und sicheren Orientierung über die Romane und Novellen aller Kulturvölker vom Simplicissimus bis zur Gegenwart. Nebst Fingerzeigen über **passende Jugendlektüre.** (306 Seiten gr. Oktav. Elegant gebunden — in Original-Leinenband mit geschmackvoller Farbenpressung — Preis M. 4.—.) Wer sich über einen beliebigen **deutschen** oder **ausländischen**, modernsten oder älteren Unterhaltungs-Schriftsteller und seine Werke ein **Urteil** bilden will, dem leistet dieses neue, in seiner Art erste und einzige Buch die besten, unentbehrlichsten Dienste.

☞ Die hier angezeigten Bücher sind durch **jede** Buchhandlung, sowie **direkt** von der **Schwabacher'schen** Verlagsbuchhandlung in **Stuttgart** zu beziehen. Bei Bestellung gebe man gefälligst stets den Buchtitel und den Verlag: **Schwabacher** in Stuttgart **ganz genau** an!



Zwerchfellerschütternd

und eine unerschöpfliche Fundgrube launigster Schnurren nennt die St Petersburger Deutsche Zeitung die von Mathilde **Henle** unter Mitwirkung der ersten deutschen Bühnengrößen neu herausgegebene Auslese der besten Deklamationsstücke heitern Inhalts, betitelt:

Humoristisches Künstler-Deklamatorium

für Dilettanten (328 Seiten gr. Oktav, Preis: brosch. M. 3.—, sehr eleg. geb. in Original-Leinenband mit reicher Gold- und Farbenpressung M. 4.50).

„Mit echt weiblichem Takte" — so fährt die St. Petersb. D. Ztg. fort — „hat Frau **Henle** alles Zweideutige und Schlüpfrige vermieden, so daß das Humoristische Künstler-Deklamatorium ohne Bedenken auf den Familientisch gelegt werden darf und ohne Zweifel von allen Freunden gesunden Humors mit Freude und Dankbarkeit entgegengenommen werden wird." Mehr als 70 deutsche Bühnenkünstler haben sich an der Herausgabe beteiligt. Da diese aus Erfahrung wissen, was gefällt und Effekt macht, so kann es nicht wunder nehmen, daß **Henles** „Humoristisches Künstler-Deklamatorium" eine reiche Auswahl der deklamatorisch dankbarsten **heiteren** Piecen umfaßt und wie kaum ein zweites Buch eine Fundgrube glänzender Perlen des komischen Vortrags bildet, wovon jede ein Treffer ist.

Welche Aehnlichkeit

ist zwischen einem Schutzmann und einem Hundertmarkschein? Beide hat man just dann nicht zur Hand, wenn man sie gerade braucht. Genau wie in diesem Scherzwort geht es mit unsern Hausmitteln. So nützlich und geschätzt sie auch sind — zerstreut finden sie sich in Blättern, Schriften, Büchern aller Art, und kommt man in die Lage, eines zu bedürfen, dann heißt es: ach, ich habe kürzlich ein Mittel gelesen, wenn ich nur wüßte, wo? oder wo ich die Zeitung habe! Das von **Eugenie Abegg** und **Dr. Hermann Alder** für alle Angelegenheiten des Hauses und der Familie und für alle Bedürfnisse des Hauswesens herausgegebene

Neue Universal-Lexikon der Haus- und Heilmittel

enthält eine Sammlung solcher Hausmittel, worin diese leicht und bequem nachgeschlagen werden können, und darf als erstes und einziges Buch seiner Art wohl selbst ein dringend notwendiges Hausmittel genannt werden. „Aus dem reichen Inhalt des Werkes", schreibt die Kölnische Zeitung, „wird jede, wenn auch noch so erprobte und erfahrene Hausfrau manches Nützliche und Angenehme lernen können." Es ist ein praktisches Geschenkbuch ersten Ranges. 446 Seiten gr. Okt. Preis: brosch. M 3 75; sehr eleg geb. (in solidem Orig.-Leinenb. mit reicher Gold- und Farbenpressung) M. 4.50.



— Die hier angezeigten Bücher sind durch **jede** Buchhandlung, sowie **direkt** von der **Schwabacher**'schen Verlagsbuchhandlung in **Stuttgart** zu beziehen. — Bei Bestellungen gebe man gefälligst stets den Titel und besonders auch den Verlag: **Schwabacher** in Stuttgart **ganz genau** an!



Kein Ragout

aus andrer Schmaus, keine Sammlung von alten Gedichten, die jedermann kennt, sondern durchaus neu und original, der modernen Geschmacksrichtung entsprechend und dem praktischen Bedarfe angepaßt ist das in seiner Art einzige Wunsch- und Gratulationsbuch für **alle** festlichen Gelegenheiten und für **jedes** Alter, betitelt:

Der neue Hauspoet

von **Gertrud Triepel** (Alix Treu), Leiterin der Deutschen Frauen-Zeitung. 303 Seiten gr. Oktav. Prachtvoll ausgestattet. Preis: eleg. brosch. M. 3.50; geb. (in sehr eleg. Original-Leinenband mit reicher Gold- und Farbenpressung) M. 4.50.

Dieses vornehme Werk bietet, wie die Schlesische Zeitung betont: „in geradezu staunenswerter Fülle" formschöne, ansprechend und edel gehaltene Glückwünsche (Gratulationen), Fest- und Gelegenheitsgedichte, Aufführungen, Vorträge, Widmungen, Begleitverse zu Geschenken, gereimte Telegramme, poetische Toaste, Tafellieder, Prologe, Weihnachtsgedichte, Neujahrsgedichte, Kinderlieder, In- und Aufschriften jeder Art, Sprüche für allerlei Zwecke, Begrüßungen, Abschiedsgrüße, Postkartengrüße ꝛc. ꝛc. Geburtstag, Namenstag, Polterabend, Hochzeit, silberne und goldene Jubelfeste, Weihnachten, Sylvester, Neujahr — nichts von alledem ist vergessen. Der „neue Hauspoet" eignet sich so zum sinnigen Geschenk für jung und alt ganz außerordentlich.

„Agnes v. Aarau ist's, die mir gefällt"

so dürfte, um mit dem Berner Bund zu reden, wohl jeder singen, der das von Agnes von Aarau bei Schwabacher in Stuttgart (inzwischen schon in zweiter Auflage) herausgegebene Originalwerk, betitelt:

Viel Vergnügen!

mit der Einleitung **„Wie unterhalte ich meine Gäste?"** im Besitze hat. Es ist dies eine Sammlung von **Gesellschaftsspielen** aller Art, Vexier- Reim- und schriftlichen Spielen, Pfänderspielen und Pfänderauslösungen, Orakelspielen, **Zauber- und Kartenkunststücken**, Aufführungen, heiteren Vorträgen, **Rätseln und Charaden** ꝛc. ꝛc. 316 Seiten gr. Oktav in gediegenster Ausstattung. Eleg. brosch. M. 2.80; in feinem Original-Leinenband mit Gold- und Farbenpressung M. 3.50.

> „Von allen Spiel- Scherz- und Unterhaltungssammlungen, die wir kennen, ist **Viel Vergnügen!** von **Agnes v. Aarau** die **reichhaltigste, geschickteste**, und **ergötzlichste**."
> Leipziger (Königliche) Zeitung (ein sehr kritisches Blatt!).

Man hüte sich vor Täuschung durch unlautere Konkurrenz-Anzeigen und bestelle ausdrücklich das Buch von Agnes **von Aarau**, in **Schwabachers** Verlag erschienen, das allein den Titel „Viel Vergnügen" führt und auf dessen Umschlag, Einband und Titelblatt die Worte „Viel Vergnügen!" deutlich zu lesen sind.



Die hier angezeigten Bücher sind durch **jede** Buchhandlung, sowie **direkt** von der **Schwabacher'schen** Verlagsbuchhandlung in **Stuttgart** zu beziehen. — Bei Bestellungen gebe man gefälligst stets den Titel und besonders auch den Verlag: **Schwabacher** in Stuttgart **ganz genau** an!